

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 1.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In H.ften à 30 Pfennig.

1880.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B

Fritz Lanter hieß er, war ein junger Schweizerdegen und stand bei Gandersberg u. Komp. in der mittelgroßen Provinzial- und Universitätsstadt P.

Doch die geneigten Leser, und mehr noch die lieben Leserinnen werden nicht wissen, was das heißt, ein Schweizerdegen sein und stehn bei Gandersberg und Komp.

Nun, es heißt gar nicht wenig, denn es will sagen, daß Fritz Lanter ein Buchdrucker ist, wie er im Buche steht, der eben so gut als Schriftsetzer hinter dem Setzkasten stehn und zum Sterben unleserlich geschriebene Manuskripte in unsterbliche gedruckte Werke umsetzen oder an der Schnellpresse als Maschinenmeister hantiren und das Gesezte nöthigenfalls in 100,000 Exemplaren vervielfältigen kann.

Fritz Lanter befindet sich in seiner Eigenschaft als Buchdrucker, wie er sein soll, und trotz seiner Jugend — er ist erst 20 Jahre alt — auch in ganz vortrefflicher Lebenslage, er steht in gewissem Gelde, d. h. er hat einen festen Wochenlohn und zwar von 9 Thalern, und kann damit als Buchdruckergehilfe ein anständiges und behagliches Leben führen. Und ein unbejorgtes Leben dazu. Denn wer einmal bei der alten und soliden Firma Gandersberg u. Komp. ein Unterkommen als Beamter oder als Arbeiter gefunden hat, der braucht nur seine Pflicht zu thun, um seine Existenz auf die Dauer zu sichern. Arbeit gibt es hier Jahr aus Jahr ein die Hülle und Fülle und vom Wechseln ihres Personals halten die Herren Gandersberg, Vater und Sohn, der Tradition ihrer Vorfahren folgend, nicht viel.

Da steht sich's freilich gut für jeden Buchdrucker — bei Gandersberg u. Komp. wird mancher Leser rufen wollen. Und das ist auch ganz richtig — nur sieht man es ihm heute nicht an, dem Fritz Lanter, trotz des schönen Sommerwetters, das durch die großen Fenster Scheiben des Seherjaales auf die emsigen Arbeiter herniederlacht; und auch die letzten 14 Tage hatte schwerlich jemand etwas von großem Behagen in den hübschen und für seine Jahre recht männlichen Zügen des kräftigen jungen Mannes zu entdecken vermögen.

Sehr ernst schaute er drein; hatte er sich sonst schon wenig an den Gesprächen und Scherzen der Kollegen bethelligt, so war er jetzt ganz stumm geworden. Er arbeitete nur noch fleißiger als zuvor, aber — merkwürdig! — er arbeitete gar nicht mehr so gut als sonst. Der Korrektor hatte bei ihm immer leichte Arbeit gehabt; oft hätte man dem Korrekturbogen nicht angesehen, ob das spähende Auge des alten Herrn Korrektors Klose schon von Zeile zu Zeile, von Buchstabe zu Buchstabe darüber hinweggegangen

sei, wenn nicht das mit Blaustift an dem Ende des Bogens gezeichnete V. bestätigt hätte, daß auf der langen Korrekturfahne auch nicht ein Komma am unrechten Flecke gestanden. Jetzt war das, wie gesagt, anders. Die für den Unbetheiligten ergöglichsten Satzfehler waren dem Fritz Lanter in den letzten Tagen durch den Winkelhaken geschlüpft. Er hatte z. B. eine Schauspielerin des Pischen Sommertheaters, welche der dem schönen Geschlechte gegenüber äußerst begeisterungsfähige Theaterrezensent Feldau die Blume des gesammten Künstlerthums genannt, zur Blume des gesammten Künstlerthums gemacht, und der alte Klose, gewöhnt, die von Fritz Lanter gesezten Artikel nur rasch zu überfliegen, hatte ihn unbehelligt in die Welt gehen lassen, diesen schmackvollen Druckfehler, wie ihn der ganz in Verzweiflung gerathene Herr Feldau genannt, nachdem ihm seine lieben Freunde im Kaffee höhnlichend Komplimente über die Unbestechlichkeit und Furchtlosigkeit seiner Kritik gemacht hatten. Nebenbei waren Hochzeiten und sogar Leichen nichts gar seltenes gewesen in seinem Saal, d. h. er hatte ganze Worte und größere Satztheile doppelt gesezt oder ganz weggelassen — kurz er war, wie mit einem Schlage, aus einem sehr tüchtigen, sorgjamen und zuverlässigen Sezer ein ziemlich mittelmäßiger geworden — der Spott seiner Kollegen, deren alle Zeit fertige Wiszfabrikate ungefähr dasselbe Lob verdient hätten, wie die Ausstellungsobjekte der deutschen Industrie auf der Weltausstellung zu Philadelphia — dieser derbe Spott ließ nicht auf sich warten; die einen sprachen die Vermuthung aus, Fritz Lanter arbeite in Gedanken an einem Trauerspiel, worin er selbst die traurige Figur spielen wolle, die andern meinten, er wolle Leichenbitter werden oder mache Gedichte auf irgend eine unbekannt und unerreichbare Geliebte u. s. w.

Aber die Versuche, zu erforschen, woher die langanhaltende Verstimmung des sonst zwar nicht sehr gesprächigen, aber niemals auffällig niedergeschlagen gewesenen jungen Mannes rühre, blieben lange vergebens. Er wurde nur immer finsterner und zuweilen legte sich noch ein Zug geringschätiger Bitterkeit um seine Lippen, wenn es ihm der Uebermuth der Arbeitsgenossen gar zu arg trieb. Endlich hatte einer der Sezer, ein pffiffiger, beweglicher, wenn auch gar nicht mehr junger Bursche, vielmehr ein vierzigjähriger verwittelter Hagestolz, Namens Därmig, der sich was darauf einbildete, alle Neuigkeiten zuerst zu wissen, und alle möglichen, dem allgemeinen Stadtklatsch sich entziehenden Geschichten zu erschnüffeln, es glücklich herausgebracht — wie er wenigstens meinte —, was die sonderbare Veränderung in dem Benehmen Fritz Lanter's verschuldet haben mußte.

Sozialdemokratische Partei
Deutschlands
Partei Vorstand

Natürlich gab er es sofort zum besten im Seherjaale, wo es zufolge des alten liberalen Regiments bei Gandersberg u. Komp. ziemlich lebhaft zuzugehen pflegte. Nachdem er sich mehreremale so laut geschmäzt und geräuspert hatte, daß es wie Posaenschall an den hohen Wänden des Seherjaales widerkündete, trompetete er mit schnarrendem Organ in die erwartungsvolle Stille, welche sein Avertissementsignal im Saale erzeugt hatte, hinein:

„Wißt Ihr schon, daß diese Mauern einen Helden einschließen? Ja einen Helden, sage ich Euch. Einen Kerl, der in seinen Mühsstunden Menschen vom Tode rettet und dabei so wenig Wesens von seinen Heldenthaten macht, als ob es eben so leicht wäre, einen Menschen aus dem Wasser zu ziehen, als eine Priese vor dem Verschimmeln in einer gewissen Schnupftabackdose zu retten.“

„Na, wenn das leicht ist!“ brummte der Seher Christlieb mit einem Blick auf die mächtige, aber nur sehr selten sich in bereitwilliger Auerbietung tabathungrigen Freundesnasen sich öffnende Schnupftabackdose des Faktors, der neben ihm stand und die allen verständliche Anspielung gemüthlich-kaltblütig hinnahm.

„Wer ist der Held? Her mit dem Helden! Und wen hat er aus dem Wasser gezogen?“ tönten außerdem ein Duzend Fragen durcheinander.

„Schauet hin — da steht er!“ deklamirte Herr Därmig weiter, indem er mit weithingestrecktem Winkelhaken auf Fritz Lauter wies. „Jener dunkelblondbraun behaarte Jüngling da ist es, der so im Vorbeigehen in Lebensgefahr befindliche Menschen einem schrecklichen Tode entreißt, ohne Ansehen der Person, ganz egal, ob es das schönste und reichste Mädchen in P. ist oder nicht.“

Fritz Lauter war roth geworden vor Unwillen, als er gehört hatte, worauf Därmig hinauswollte, brandroth, und er hätte diesmal wahrscheinlich derb genug geantwortet, wenn nicht auf Därmigs letzte Worte ein wahrer Sturm von neugierigen Fragen, von Rufen ironischer Bewunderung und spottenden Zweifelns laut geworden wäre.

„Ich bitte mich in meinem Vortrage nicht zu unterbrechen,“ drang endlich die Schnarrstimme Därmigs durch den Tumult. „Wenn Ihr Eure Bewunderung nur einen Augenblick mäßigen wolltet, würdet Ihr das große Ereigniß, welches sträflicherweise vor so theilnehmenden Freunden, wie wir alle hier sind, fast drei Wochen lang verborgen gehalten worden ist, ganz genau kennen. Denn wahrlich, ich sage euch,“ fuhr Därmig fort, der seiner Behauptung nach einmal hatte Theologie studiren sollen und sich darum oft einer möglichst biblischen Ausdrucksweise befleißigte, „es geschehe, was geschehen mag, der Därmig bringt es endlich an den Tag!“

„Nun zum Teufel, was ist es dem eigentlich?“ wurde der pathetische Redner wieder von verschiedenen Seiten unterbrochen.

„Im Jahre des Herrn 1872, am 3. Juni, begab sich Herr Fritz Lauter wie gewöhnlich aus der Druckerei nach seiner Wohnung. Und siehe, als er beim Schloßteiche vorübergeht, dort wo das Schwänenhäuschen ist — es ist ganz einsam und menschenleer da an Wochentagen, wie ihr wißt, hört er einen Hilferuf und sieht ein junges Mädchen, das eben aus einer Gondel hat ans Land steigen wollen und ins Wasser gefallen ist. Der Teich ist bekanntlich auch an den Ufern sehr tief, und die unvorsichtige Mannsell wäre efenbüßig ertrunken, wenn unser Fritz nicht, gepornet und gestiefelt, sich in den Schlund gestürzt hätte und als flotter Fahrtenschwimmer und Taucher die Jungfrau herausgeholt hätte.“

„Ist's wahr? Wie heißt sie? Hurrah, der Lebensretter soll leben!“ riefen die Seher, jetzt zumeist gar nicht mehr spöttisch, durcheinander. „Wo steckt er, Fritz der Held, he?“

Der war verschwunden. Was hätte er auch sagen sollen — die Sache stimmte und gern hörte er nicht davon erzählen. Er hatte seine guten, sehr guten Gründe dafür!

Herr Därmig aber brannte nur so darauf, weiter zu erzählen. „Machen Sie rasch, Därmig,“ ermahnte der Faktor, der selber neugierig geworden war, „lange darf der Spektakel nicht mehr dauern. Es könnte doch jemand kommen.“

„Wenn ich erst 'ne Priese hätte, ging's besser,“ entgegnete der schlaue Därmig und fuhr schmunzelnd fort, nachdem ihm der Faktor mit ostentibler Bereitwilligkeit seine Dose hinübergereicht:

„Des reichen Alster einzige Tochter war die Wasserjungfer wider Willen. Na, ihr könnt euch denken, wie unser Fritz beim alten Alster aufgenommen wurde, als er am nächsten Sonntage auf ausdrücklichen Wunsch des Fränklers, dem übrigens das Bad garnichts geschadet hatte, Visite machte. Es ist eben ein Glücks-

piß, dieser Fritz Lauter. Und wenn er seit drei Wochen ein Gesicht schneidet, wie sieben Meilen böser Weg, so kommt's daher, daß er bis über die Ohren verliebt ist und daß er Angst hat, der reiche Alster könnte ihn nicht zum Schwiegerjohnne haben wollen. Na, das wißt ihr schon, ich verstehe mich auf solche Geschichten und ich sage euch, der Teufel soll mich holen, wenn der Fritz nicht in ein paar Jahren der erklärte Bräutigam der Wanda Alster ist.“

„Reden Sie keinen Unsinn, Därmig,“ mahnte der bedächtige Faktor Weber. „Der alte Alster ist nicht nur ein sehr reicher, sondern auch ein stolzer Mann, der immer hoch hinaus gewollt hat und seine Wanda am liebsten nur an einen Grafen verheirathete. Ich kenne den Mann ganz genau; habe in einem seiner Häuser lange genug gewohnt, — der will nichts wissen von einem armen Schluder von Buchdruckergejellen.“

„Wenn er sich aber erinnert, daß er selbst mit einer kleinen Quetsche von Spezereihandlung in der Obervorstadt angefangen hat — der steinreiche Herr Alster, dann fällt ihm vielleicht auch ein, wie aus mehr als einem armen Buchdruckergejellen ein kolossal reicher Buchdruckerprinzipal geworden ist,“ rief ein Seher aus einer der Ecken des geräumigen Lokales hervor.

„Sind dünn gesäet, solche Glückspilze,“ seufzte der Faktor halblaut vor sich hin; er hatte dereinst auch von einer großen Zukunft als Chef einer Druckerei geträumt und hatte Jahr für Jahr das ersehnte Ziel vor sich zurückweichen sehen, bis es ihm schließlich ganz aus den Augen geschwunden war.

Der feinhörige Därmig hatte den Faktor verstanden:

„Freilich nicht jeder braucht bloß den Mund aufzusperrn, um die gebratenen Tauben hineinfliegen zu lassen. Aber es giebt solche Kerle und der Lauter ist so einer, ich laß mich gleich hängen, wenn es nicht wahr ist. Kaum kommt er von der Wanderschaft, ohne ein Pfennig Geld in der Tasche und ohne Empfehlung oder sonst was, wird er hier bei uns eingestellt, bloß weil unsern jungen Herrn Prinzipal seine Nase gefällt — einen anderen Grund kann ich wenigstens nicht rauskriegen. Und gleich kommt er auch ins gewisse Geld und verdient so viel wie Mancher, der sich hier schon am Kasten trumm und lahm gestanden und gesetzt hat!“

„Solche aufwieglerische Redensarten verbitte ich mir, Därmig,“ grunzte der Faktor entrüstet. „Sie wissen, bei uns geht's gemüthlich zu, aber gerecht auch und geheßt wird nicht, sonst —“

„Ach was, ich denke nicht an's Hehen und bin selber froh, daß ich bei Gandersberg u. Komp. stehe, aber wie im Himmel ist's halt nirgends, und dem einen giebt's der Herr im Schloße, auch wenn er gar keinen Verstand hat, während ein anderer riesig viel Pech entwickelt, wenn er auch gerade so viel Verstand hat.“

„Das letztere paßt nu allerdings auf Sie, Därmig,“ rief wieder der Seher aus der Ecke. „Aber das erste paßt auf den Lauter nicht. Dumm ist er nicht, wenn er auch nicht den zehnten Theil so viel schwätzt, wie gewisse Leute. Außerdem glaube ich die ganze Geschichte von der Lebensrettung nicht. S'ist'n fauler Wit von Därmig; man hätte doch gewiß was gelesen davon im Stadtblatt oder geredet hätten die Leute in der ganzen Stadt davon. — Das kann doch nicht verborgen bleiben, bis drei Wochen nachher der Därmig dahinter kommt — Unsinn!“

Nun ging ein allgemeines Streiten los, ob die Geschichte wahr wäre oder nicht. Die meisten Seher schlugen sich auf die Seite des Zweiflers, Därmig aber schwor Stein und Bein auf die Wahrheit seiner Mittheilung, wenn er auch nicht erklären konnte, woher das seltsame Dunkel gekommen, welches so lange über dem interessanten Vorfall gelegen.

Als Fritz Lauter wieder im Seherjaal erschien, wurde er von einem Meer von Fragen überschwemmt, aber er wies die Frager alle an Därmig, der ja bekanntlich allwissend sei, wie der Herrgott selber, und mußte schließlich von den über seine Unzugänglichkeit ernstlich ergrimmteten Kollegen in Frieden gelassen werden.

„Laßt ihn laufen! Er ist verliebt bis über die Ohren! die Wassernixe hat ihm das Gedächtniß geraubt! S'ist übrigens auch ganz egal, unsertwegen soll er sich als Jungferretter ein Patent geben lassen!“

So suchten sie sich über die höchst mangelhafte Befriedigung ihrer Neugier zu trösten, aber das Benehmen Fritz Lauters überzeugte sie noch mehr als alle Bethürungen Därmigs, das doch etwas an der Sache sein müsse.

Und, wie gesagt, es war nicht nur etwas daran, sondern es war auch ausnahmsweise einmal in der Hauptsache richtig, was

Därmig berichtet; ja, es wäre noch viel mehr zu erzählen gewesen, als Därmig sagte und wußte.

Banda Alster war die liebste Jugendgepielin Fritz Lauters gewesen. In dem Hause, wo Herr August Alster seinen Kolonialwaarenhandel betrieb, hatte die Wiege Fritz Lauters gestanden. Sein Vater und Alster waren Freunde; der erstere bekleidete den Posten eines Obersteuereintnehmers und war als solcher ein Mann, dessen Freundschaft sich der Krämer Alster zur hohen Ehre angerechnet. Der Obersteuereintnehmer Lauter hatte jedoch nicht weniger als sechs lebendige Kinder und starb, als das jüngste, unser Fritz, zwölf Jahr alt war.

Ein kleines Vermögen, das die Mutter ins Haus gebracht, war in Hoffnung auf zukünftiges Glück zur Ausstattung der beiden ältesten Töchter verwendet worden. Der für die bescheidenen Bedürfnisse der Familie nicht unbeträchtliche Gehalt des Familienhauptes war auf Heller und Pfennig aufgegangen in dem Bemühen, den Kindern, den Söhnen wie den Töchtern, eine anständige Erziehung angedeihen und wenigstens einen von den Söhnen studiren zu lassen.

So blieb der Familie, als der Vater starb, nur die kleine Wittwenpension der Mutter, und die Zukunft der unerzogenen Kinder verhüllten die Schleier der Armuth. Fritz, der es bis zum Tode des Vaters bis zur Quinta des Gymnasiums gebracht hatte, konnte die Anstalt noch ein Jahr besuchen, weil er als Sohn eines Beamten an dem mit Vermächtnissen und Zuwendungen aller Art finanziell reich ausgestatteten Lehrinstitut Freischule genossen und sich durch Fleiß und treffliche Anlagen die wohlwollende Unterstützung seiner Lehrer verdient hatte.

Als er vierzehn Jahre alt geworden, blieb jedoch nichts anderes übrig, als ihn einen Beruf ergreifen zu lassen, der ihm bald Brot und Lohn zu gewähren versprach. Die Mutter hielt ihrem Fritz mit schwerem Herzen dazu an, er stand als der jüngste ihrem Mutterherzen am nächsten, ihn hätte sie am liebsten auf die Bahn zu Ehr und Ansehen im Staat und in der Gesellschaft geleiten wollen. Fritz hätte Kaufmann werden können, aber Aussprüche auf eine höhere kaufmännische Karriere konnte der aus Quarta abgehende arme Junge nicht machen, und dereinst als Kommiss in einer Kolonialwaarenhandlung, wie sie Herr Alster gehabt, in der Heringstonne herumzufischen, die häßlichsten Köchinnen

„Mein schönes Kind“ nennen und in die Backen kneten zu müssen, das waren für den angehenden Studenten gar zu abstoßende Zukunftsaussichten gewesen.

Er wählte daher das Buchdruckergerwerbe. Es galt damals noch vielseitig als ein in materieller Beziehung hoffnungsvolles und Fritz Lauter schien es geistig in so naher Berührung mit Wissenschaft und Schriftstellerei zu stehen, daß ihm der Eintritt in die Druckerei fast wie das Aufsteigen in eine höhere Bildungsanstalt vorkam.

So war denn Fritz Buchdrucker geworden, hatte drei Jahre Schriftsetzer und dann noch eines Maschineneister gelernt und war dann als untadlicher Schweizerdegen wohlgenuth in die Welt hinausgezogen.

Der Blütenstaub seiner schönsten Hoffnungen auf ein reiches und gedeihliches Fortschreiten in wissenschaftlicher Erkenntniß, vermittelt durch die Druckerei passirenden Geisteserschöpfungen, war freilich bald abgestreift worden. Die Druckerei war nicht groß, in der Fritz als Lehrling angenommen worden war; ein kleines Sonntagsblättchen, Erbauungsbücher, Rechnungs- und Briefköpfe, Etiquets und Plakate — das war so ziemlich alles, was dort gedruckt wurde. Dabei war wenig zu profitiren; aber Fritz hatte sich jugendmuthig auf seine Zukunft als Gehilfe getrostet, die ihn in die weite Welt hinaus und in die größten Druckereien von Berlin und Wien, von London und Paris führen sollte.

Und sie hatte ihn auch nach Stuttgart und Leipzig, nach Berlin und Wien wirklich geführt; aber nach Paris und London hatte das Geld niemals recht reichen wollen, und auch der Muth nicht; der der fremden Sprachen unkundige Schriftsetzer hätte in der That in den beiden europäischen Weltstädten einen schweren Stand gehabt und beinahe von neuem sein Gewerbe zu erlernen beginnen müssen.

Sehr tüchtig in seinem Berufe war Fritz Lauter bei seinem zweijährigen Umherschweifen in der Welt geworden, und diese seine durch vertrauenswerthe Empfehlung gewährleistete Tüchtigkeit und nicht ein unvernünftiges Glück, wie der Kollege Därmig meinte, war es auch gewesen, die ihm in der Universitätsdruckerei von Gandersberg u. Komp. rasch ein von vielen Kollegen beneidetes Unterkommen verschafft hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben der Erde.

Von C. Fehleisen.

Die irrige Vorstellung, als ob es eine sogenannte unbelebte, todte Natur gebe, ist immer noch weit verbreitet, und doch offenbart sich dem Blicke überall Veränderung und Bewegung, nirgends herrscht absolute Ruhe, überall ist Leben, — was wir Tod nennen, ist nur Zersetzung und Umwandlung zusammengesetzterer Verbindungen in einfachere. Ueberall zeigt es sich, daß die augenblickliche Erscheinungsweise der Erdoberfläche nur ein vergängliches Bild in dem Entwicklungs- oder Lebensprozeße unsres Planeten, nur eine momentane Gruppierung des ruhelos wandernden Stoffes ist, welcher nur scheinbar eine gewisse Stabilität besitzt. — Eine Hauptrolle in diesem „Leben“ unsrer Erde, eines Organismus, der gleich den an seiner Oberfläche lebenden, geboren wurde, lebt und dereinst sterben wird — spielt das Wasser, dessen Bedeutung für den Erdkörper derjenigen des Blutes für unsern Körper zu vergleichen ist.

An der einen Stelle zerstörend und fortführend, an der andern absetzend und neubildend, das einermal in flüssigem, das andre mal in festem Zustande, als Schnee oder Eis, bringt das Wasser im Laufe von Jahrtausenden die großartigen Wirkungen hervor, deren Ursachen unsre kindlichen Vorfahren natürlich nicht anders zu deuten wußten, als mit Zuhilfenahme überirdischer oder unterirdischer Mächte; sie glaubten aus großartigen Wirkungen auf großartige Kraftäußerungen schließen zu müssen und dachten nicht daran, in dem alles durchdringenden Wassertropfen das Element zu suchen, dessen stille, aber nimmer rastende Thätigkeit die Hauptursache der heutigen Oberflächengestaltung der Erde ist.

Die einschneidende Wirkung dieses geologischen Werkzeuges beruht auf seinem Streben, von der Höhe nach der Tiefe zu gelangen. Als Regentropfen auf den Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit gefallen, beginnt er sogleich mit Ueberwindung aller Hindernisse sich einen Weg nach dem tiefsten Punkte der Erdober-

fläche, dem Meere, zu bahnen. Der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe des Wassers entspricht die Vielfältigkeit der Mittel, welche ihm zur Erfüllung derselben zu Gebote gestellt sind. Reicht seine mechanische Kraft zur Zertrümmerung und zur Transportirung der Gesteinsmassen, welche sich ihm in den Weg stellen, nicht aus, dann kommt ihm seine Fähigkeit zu Hilfe, gewisse Bestandtheile chemisch aufzulösen, zu zersetzen und auszulaugen und dadurch den Fels in seinem innersten Gefüge zu lockern, und sind beide vereint zur Bewältigung der Hindernisse zu schwach, so gesellt sich ihnen der Frost zu. Dann nimmt das Wasser seine feste Form an und dehnt sich bei dieser Gestaltsveränderung mit so unüberstehlicher Gewalt aus, daß es, in Felspalten eingeschlossen, die Gesteine zertrümmert.

Der Weg, welchen das Wasser einschlägt, um aus den Bergen in die Ebene, und von da zum Meere zu gelangen, ist ein doppelter; ein Theil sucht sich unterirdische Bahnen, ein anderer folgt der Oberfläche des Bodens. Die während eines Regens gefallenen Tropfen streben nach der nächsten Bodeneinsenkung; zum Kieselbach vereint, schneiden sie sich Wasserriße ins Gestein; als Gebirgsbach stürzen sich die gesammelten Gewässer in vorhandene Spalten und wühlen sich tiefe Schluchten in die Felsen. Die Bäche vereinen sich zum Bergströme, welcher die Schlucht zum Gebirgsthal erweitert, die Bergströme zu Flüssen, deren Bett sich zum Thale ausdehnt, aus welchem sie in die Niederung treten, um durch diese, indem sie andere Gewässer in sich aufnehmen, dem Meere als Strom zuzuließen. In das ursprünglich kompakte Gebirge schneiden sich die Wasser ganze Systeme von Wasserkanälen ein; Schluchten und Thäler unterbrechen jetzt in massigster Gestalt die früher gleichförmig ausgebreiteten Abhänge, als deren Ueberbleibsel nur noch die Felsrücken und Grate stehen geblieben sind, welche die einzelnen Thäler trennen.

Außer der Bildung von Thälern und Schluchten ist dem Wasser aber noch eine andere, wichtigere Aufgabe geworden: soll das Meer durch Abfälle fortwährend neue Schichten und durch Anschwemmungen neues Festland schaffen, so bedarf es eines Ersatzes der ihm durch vulkanische Hebung entzogenen Substanzen, — diese Zufuhr und Neuversorgung besorgen die fließenden Gewässer. Jeder Regenguß, jeder Gewitter- schauer löst von den abschüssigen Bergabhängen Felsblöcke und führt sie dem Bache zu, der sie entweder direkt oder, nachdem sie der Frost in kleine Stücke gesprengt hat, mit sich fortschiebt. Durch gegenseitige Reibung runden sich die Fragmente ab und verlieren zugleich immer mehr an Größe, bis sie, am Fuße der Berge angekommen, zu Kies, Sand und zum Theil zu den feinen Schlammtheilchen zermalmt worden sind, welche die Trübung der Flüsse bewirken. Infolge der allgemeinen Verbreitung des Regens und der Bildung von fließenden Wassern ist der größte Theil der Oberfläche des Festlandes in einer Bewegung nach dem Meere begriffen, in welchem sich die eingeschwemmten Substanzen zu feinem Schlamm niederschlagen, um allmählich zu Gestein zu erhärten und im Laufe der Zeiträume von neuem über den Spiegel des Meeres, zum Theil zu hohen Gebirgen gehoben zu werden. Das Material, aus welchem die Erdkruste aufgebaut ist, befindet sich somit in einem beständigen Kreislaufe, den ihm die Bahn des Wassers vorschreibt, welches, im Meere angelangt, in Dunstform zum Gebirge zurückkehrt, um dort seine Wanderung wieder und wieder anzutreten. Wie schon erwähnt schlägt ein Theil des Wassers einen andern Weg ein. Durch seine Spalten, durch Poren des Gesteins dringt



Ein jüdischer Händler

er in das Innere der Gebirge, um an deren Fuße oder in der Ebene als Quelle wieder an das Tageslicht zu treten. Auch auf dieser seiner unterirdischen Bahn liegt das Wasser erfolgreich seiner Aufgabe der Zerstörung ob und versteht sich zu diesem Zwecke mit einer neuen Waffe, indem es begierig die Kohlenäure, mit

er in das Innere der Gebirge, um an deren Fuße oder in der Ebene als Quelle wieder an das Tageslicht zu treten. Auch auf dieser seiner unterirdischen Bahn liegt das Wasser erfolgreich seiner Aufgabe der Zerstörung ob und versteht sich zu diesem Zwecke mit einer neuen Waffe, indem es begierig die Kohlenäure, mit



Wartburg. (Seite 12.)

der es in Berührung kommt, auffängt. So ausgerüstet, entfaltet das Wasser im Verborgenen eine Thätigkeit, für deren Großartigkeit uns jeder Maßstab fehlt, es verwandelt das Erdinnere in eine Werkstätte, aus welcher die wichtigsten geologischen Erscheinungen hervorgehen. Zuerst drängt es sich in die Poren der

dung, fern von ihrer ursprünglichen Heimath, ab, wo sie der zerstörenden Einwirkung der fließenden Tagewässer verfallen und als Schlamm, Sand und Kies dem Meere zugeführt werden. Die Gebirgsquellen entledigen sich jedoch ihrer mineralischen Last bei ihrem Austritte an die Oberfläche nicht vollständig,

Gesteine, — selbst die dichteste Felsart kann ihm den Zutritt nicht wehren, dann beginnt es den Prozeß der Auflösung und Zersetzung, welchem im Laufe der Zeit fast alle Mineralsubstanzen unterliegen.

Beladen mit fremdartigen Stoffen, setzt das Wasser seinen Weg fort, um frischen Kräften, nämlich neu eindringenden Gewässern, Platz zu machen, welche das begonnene Werk aufnehmen. Vor der andauernden Thätigkeit der mikroskopisch kleinen Wassertropfen verschwinden ausgedehnte Gesteinsmassen, an ihrer

Stelle entstehen unterirdische Hohlräume, an deren Erweiterung die Wasser so lange arbeiten, bis ihre Decke die auf ihnen ruhende Last nicht mehr zu tragen vermag. Dann bricht die Höhle in sich zusammen, Stöße erschüttern die Erdoberfläche, der Boden wird von Spalten durchsetzt und beginnt sich unter erdbebenartigen Erscheinungen zu senken.

Die Mineralwasser selbst sammeln sich in der Tiefe an und brechen aus unterirdischen Reservoirs als Quellen hervor. Dann ist ein Theil ihrer Aufgabe gelöst, sie haben den Gebirgen eine bedeutende Menge ihres Materials entzogen und in ihrem Innern ebenso zerstörend gewirkt, wie die Bäche und Ströme an deren Oberfläche. Ihre chemische Thätigkeit erlischt, sobald sie mit atmosphärischer Luft in Berührung kommen, dann entweicht ein Theil der Kohlensäure, die entführten Substanzen scheiden sich aus und lagern sich am Fuße der Gebirge oder an der Quellenmün-

eine geringe Menge der aufgelösten Stoffe, namentlich kohlen-saurer Kalk, bleibt gelöst und wird dem gemeinsamen Ziel aller Gewässer zugeführt. Da dies in tausenden von Strömen geschieht, so müßte der Ozean binnen kurzem zu einer gefätigtigen Lösung von doppeltkohlen-saurem Kalk werden. Dies zu verhindern, wirken millionen von Meeresbewohnern, deren Lebensaufgabe es ist, den kohlen-sauren Kalk, welcher aus dem Innern der Kontinente, vielleicht von den höchsten Berggipfeln stammt, wieder dem Wasser zu entziehen, als feste Substanz auszuscheiden und als Material für Gesteinsbildungen aufzuspeichern. Diese im Haushalte der Natur so wichtige Pflicht liegt namentlich den Mollusken und Korallenthiereu ob. Die Austerbänke der atlantischen Küste sind aus Kalk aufgebaut, welcher zum großen Theile aus den Alpen und andern Hochgebirgen stammen mag; die Korallenriffe des stillen Ozeans mögen ihr Material zum Theil den Cordilleren verdanken; auf der andern Seite sind diese Gebirge zum Theil wiederum nichts anderes, als über den Meerespiegel gehobene Bauten von Seethieren, — kurz, diese wie jene repräsentiren nur Stadien in dem Kreislaufe des Stoffes.

So wenig wie eine vollkommene Undurchdringlichkeit, existirt eine vollkommene Unzersehbareit und Unauflöslichkeit irgend eines Gesteines durch Wasser. Die sogenannten „Pseudomorphosen“, d. h. Minerale in der ihnen nicht zukommenden Krystallform anderer Minerale, sind Umwandlungsprodukte ursprünglicher Gesteinskörper, wobei diese bald gewisse Bestandtheile verloren, bald solche neu aufgenommen haben, oder wobei ein Austausch einzelner Bestandtheile, oder endlich eine vollständige Verdrängung der einen Substanz durch eine andere stattgefunden hat. Ihr Studium hat zu den wichtigsten Resultaten bezüglich der Umwandlungsprozesse im Mineralreich geführt, hat namentlich die Löslichkeit vieler Gesteinselemente dargezogen, die für den Chemiker gewöhnlich als unlöslich galten. Für letzteres sprechen namentlich diejenigen Pseudomorphosen, bei welchen das Umwandlungsprodukt keinerlei chemische Beziehung mehr zu dem ursprünglichen Minerale besitzt. Hierher gehören die Pseudomorphosen von Brauneisenstein nach Quarz, von Zinnstein nach Feldspath, Schwefelkies nach Quarz und Rothgültigerz, Quarz nach Flußspath u. s. w. In hohem Maße kommt dem Wasser bei diesen Umwandlungen sein Gehalt an Kohlen-säure zu statten und die Erfahrung lehrt, daß außer Gold und Platin kaum irgend ein in kohlen-säurehaltigem Wasser absolut unlösliches oder unzersehbare Mineral existirt, daß namentlich alle die Mineralien, welche einen wesentlichen Antheil an dem Aufbau der Erdkrinde nehmen, dem zeretzenden und lösenden Einfluß der Sickerwasser nicht widerstehen können.

Überall tritt die Tendenz des Wassers hervor, dem Gebirgsinnern Material zu entziehen, indem es entweder die Gesteinselemente direkt löst oder nach Zeretzung unlöslicher Verbindungen wenigstens einen Theil derselben entführt. Viele Mineralsubstanzen wie: Steinsalz, Kalkstein, löst es direkt, andere wandelt es vorher in lösliche um (Schwefelkies in Eisenvitriol, Kupferkies in Kupfer und Eisenvitriol, Anhydrit in Gyps), um sie dann zu entführen, noch andere zerzet es mittels seines Kohlen-säuregehaltes und bemächtigt sich aller dann löslichen Elemente: der Alkalien, des Kalkes, des Eisenoxyduls und eines Theiles der Kieselsäure der Feldspathe, so daß wenigstens eine theilweise Entführung des ursprünglichen Gesteines stattfindet. Noch mannigfaltiger ist der zeretzende und lösende Einfluß der durch solche Prozesse entstehenden Lösungen. So wird das anscheinend allen Zeretzungen widerstehende Thonerdesilikat nicht nur in geringen Mengen von

kieselsauren Alkalien gelöst, sondern auch von schwefelsaurem Kalk und Chlorcalcium zerzet, während Kalksilikat außer durch kohlen-säurehaltige Wasser durch kohlen-saure Alkalien, und Flußspath ebenfalls durch letztere in die leicht löslichen Fluoralkalien und kohlen-sauren Kalk umgewandelt werden.

Wenn die durch Auslaugung des Gebirgsinnern entstandenen Mineralösungen mit atmosphärischer Luft in Berührung kommen, verdunstet ein Theil des Wassers oder der Kohlen-säure und die aufgelösten Substanzen scheiden sich größtentheils aus. Zu diesem Vorgange bietet sich in Spalten, Höhlen und Drüsenräumen innerhalb der Erdkrinde und auf der Erdoberfläche selbst vielfach Gelegenheit.

Durch allmälige Ausfüllung der Spalten entstehen Mineralgänge; diese führen entweder nur Kalkspath, Quarz, Schwefelspath oder Flußspath, oder aber neben diesen, ja selbst ausschließlich Erze, von welchen die des Eisens, Bleies, Kupfers und Silbers die gewöhnlichsten sind. Das Auftreten von Erzen in Gangspalten ist dadurch bedingt, daß lösliche Metallsalze durch Gewässer in jene geführt und darin, falls sie mit gewissen andern Substanzen zusammentreffen, als schwerlösliche Schwefelmetalle oder Metalloxyde abgeschieden werden. Die Silicate, d. h. die Verbindungen der Kieselsäure mit Zink, Kupfer, Nickel und Silber sind in reinem, kieselsaurem Blei in kohlen-säurehaltigem Wasser löslich; kommen also diese Silicate in den Gebirgs-gesteinen vor, so können sie durch Gewässer in Gangspalten geführt werden. Das so häufige Vorkommen von Schwefelmetallen beruht auf der so häufig und beinahe überall vorhandenen Möglichkeit des Zutrittes Schwefelwasserstoff haltiger Gewässer, welche ihren Gehalt an dieser Schwefelverbindung meist der Zeretzung schwefelsaurer Salze durch faulende organische Substanzen verdanken.

Wie auf Spalten können die mit Mineralsubstanzen beladenen Gewässer auf Höhlen treffen und hier einen Theil ihrer Last absetzen. Am häufigsten ist dies der Fall mit Lösungen von doppeltkohlen-saurem Kalk, aus welchen sich bei der Verdunstung des Wassers oder nach Verdrängung eines Theils der Kohlen-säure durch atmosphärische Luft einfach kohlen-saurer Kalk ausscheidet. An Punkten, aus denen die Wassertropfen so langsam fallen, daß sie an der Höhlendecke hängen bleiben, bis sich ein Theil des Kalkes ausscheidet, entstehen eiszapfenartige Gebilde von Kalksinter, die Stalaktiten. An den Punkten, wo die fallenden Tropfen ausschlagen, findet der Abatz des Restes von Kalk statt, der zur Bildung von Stalagmiten Veranlassung gibt, welche in die Höhe, den Stalaktiten entgegen wachsen, bis sie sich zuweilen mit diesen vereinen und ganze Säulen bilden. Solche Tropfsteinhöhlen sind in Kalksteingebirgen außerordentlich häufig. Seltener sind die Fälle, wo in Höhlen Schwefelmetalle zur Ablagerung gelangen; die großartigsten hierher gehörigen Vorkommnisse sind die Bleiglanz-, Schwefelkies- und Zinkblendensätze in den Höhlen der Bleiregion am oberen Mississippi, an deren Wandungen sie nicht nur als fuhdide Krusten auftreten, sondern auch in liniendicken Lagen mit Kalksinter abwechselnd die regelmäszigsten Stalaktiten bilden, welche dann auf dem Querbruche lauter konzentrische Ringe jener Erze und zwischen diesen solche von Kalksinter zeigen. Ebenfalls seltene Erscheinungen sind die von krystallisirten Mineralabzägen und zwar hauptsächlich von Bergkrystall ausgekleideten Höhlen im Granite, die sogenannten Krystallkeller. Sie finden sich z. B. im Granite der Alpen; besonders berühmt sind die Krystallhöhlen des Zinkenstodes im Berner Oberlande und jene des Biescher Thales und von Naters in Oberwallis, welche letztere Quarzkrystalle von mehr als einem Meter Durchmesser geliefert hat. (Fortsetzung folgt.)

Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung.

Literarhistorische Skizze von N. Wittig.

Frühzeitig, entweder kurz nach oder vielleicht fast zugleich mit der Sprache, entsprang die Poesie. Ist nicht jedes Wort, jeder Gegenstandsname im Grunde genommen ein anschauliches dichterisches Bild? Besonders gehobene Stimmungen brachten den Spieltrieb, wie Schiller jene ästhetisch gestaltende Kraft des Menschengemüthes nannte, in Bewegung und es entstand — das Lied, das Lied in Wort und Weise. Denn allem Anscheine nach ist die älteste Poesie der Völker allemal zugleich Gesang gewesen. Das Kind, welches sich einen Spaß macht und mit einem Gegen-

stand auf den Tisch schlägt, wird gar bald in den Tönen einen gewissen Rhythmus hören, weiter hören wollen und wiederholt hervorbringen: das ist die erste Regung des musikalischen Gefühls, das ist der Anfang der Musik.

Aber nicht nur die augenblicklichen Empfindungen des Einzel-lebens spricht das Lied aus und hält sich somit in dem engen Rahmen der speziell sogenannt lyrischen Dichtung, gar bald mischen sich epische, erzählende Züge ein. Der Sänger spricht nicht mehr nur in erster Person zu einer zweiten, etwa der Ge-

lieben, gewandt, sondern es werden Handlungen und Ereignisse aus dem Leben Dritter berichtet. Da entstehen die Götter- und Heldenlieder und aus dieser Dichtungsgattung, so weit die Sache verfolgbar, ist bei allen Völkern — die Geschichtsschreibung entfeimt und erwachsen. Hier ist das enge Verhältnis zwischen Poesie und Leben, die enge gegenseitige Beziehung zwischen Dichten und Geschehen ganz klar. Die ältesten erhaltenen Heldenjagen aller Völker, auch bei uns Deutschen, enthalten geschichtliche Erinnerungen in Hülle und Fülle, aus denen sich auf Verhältnisse und Zustände altersgrauer Vorzeit werthvolle Schlüsse ziehen, oft auch einzelne geschichtliche Thatsachen feststellen, bedeutende Persönlichkeiten in ihrem Charakter und in ihren Thaten erkennen lassen, der Mit- und Nachwelt zu rühmlicher Nachahmung oder als warnende Beispiele.

Auch unser deutsches Alterthum, von dem also wir hier besonders reden wollen, nahm seine poetischen Stoffe nicht nur aus dem Schatze der frei erfundenen oder aus sinniger Naturbetrachtung erwachsenen Göttersage, sondern, wie beim einfachen lyrischen Lied, gab der volle gegenwärtige Zustand eines Volksstammes, seine Gesamttimmung, den Anlaß zu lyrisch-epischen Gesängen, an Personen und Ereignisse der allerjüngsten Vergangenheit knüpfte die dichterische Schöpfung an, aus dem großen vollen Leben ihrer Gegenwart nahm diese ihre Stoffe. Poesie und politische Geschichte des Volkes traten in innige Wechselbeziehungen, sei es nun, daß dem Hörer das Vergangene nur zum Genuß vorgeführt ward, sei es, daß in ihm eine gewünschte Stimmung absichtlich und künstlich hervorgerufen oder gesteigert werden sollte, welche gegebenen Falls sich wieder in eine That umsetzen konnte. So schrieb der griechische Tragödiendichter Aeschylos seine „Perjer“, anknüpfend an den Sieg der Hellenen über jenen asiatischen Barbarendespoten, so sang Tyrtaus den gegen die Messenier zu Felde ziehenden Spartanern seine muthentflammenden Marsch- und Schlachtlieder, so benutzte der weise Solon sein Dichtertalent, um unter dem Deckmantel erheuchelten Wahnsinns die in träger Ruhe sich verlegenden Athener durch seine Ode über die Insel Salamis vorwärts zu treiben auf dem Wege, der sie später an die Spitze von ganz Griechenland führen sollte. Die Geschichte aller Literaturen gibt zahlreiche Beispiele, wie die Poesie den politischen Ereignissen vorausgeht, gleichwie nach der hebräischen Sage, der Herr in einer Feuerensäule vor dem Volke Israel auf seinem kriegerischen Zuge einher wandelte.

Lieder und Thaten der Völker gehen bald gleichzeitig nebeneinander her, bald rufen die einen die anderen hervor, bald sind die einen den anderen gefolgt. Diese geschichtlichen oder politischen Lieder, welche wir speziell betrachten wollen, entstehen innerhalb des Laufes der Ereignisse, gewissermaßen selbst ein Stück Geschichte, sie sind selbst eine Seite des lebendigen Treibens, welches sich in ihnen abspiegelt.

Sagen wir es kurz und gut, was diese politischen oder geschichtlichen Lieder sind und bedeuten: sie entsprechen vollkommen unserer heutigen Presse im Weisen, in Aufgaben und Zielen. Für die große Öffentlichkeit gedichtet und gesungen, sollen sie auf die Menge, oder wie es gelehrter heißt, auf das Publikum einwirken. Zunächst schaffen sie diesem Kenntniß von wichtigen Ereignissen und Thaten, dann bezwecken sie die Erregung von freundlicher Theilnahme für glückliche Ereignisse, für geachtete und schätzenswerthe Personen, oder von Mitleid mit schweren Unglückschlägen, sowie von Entrüstung und Mißbilligung gegen verwerfliche Charaktere und gemeinjährliche Menschen. Ist ja das ganze Zeitungsweisen unserer Tage, welches ganz genau dieselben Funktionen hat, auch aus diesen poetischen Kundgebungen der öffentlichen Meinung entstanden, die uns in der Zeit des Druckes als „fliegende Blätter“, als „Neue Bittungen“ (Neue Zeitungen) entgentreten!

Die Dichtung als der Mund der öffentlichen Meinung wird uns am klarsten, wenn wir die politischen Volkslieder betrachten, bei denen gar oft ein Verfasser nicht feststellbar ist, die vielleicht oft das Resultat gemeinsamen Dichtens, von „Kollektivarbeit“, sind und dann folgerichtig die allgemein herrschenden Anschauungen am wahrsten zum Ausdruck bringen. Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, mit historischer Genauigkeit eine vollständige Geschichte des politischen Liedes der Deutschen zu geben: wir wollen nur die wichtigsten Erscheinungen dieses Gebietes ausheben und an ihnen die Bedeutsamkeit dieser Kunstschöpfungen für das wirkliche Leben des Volkes aufzeigen.

Was die ältesten, der Forschung zugänglichen Zeiten der deutschen Geschichte anlangt, so gilt es zunächst einen Irrthum

zu berichtigen, der, lange Jahre geglaubt, vielleicht heute noch hier und da lebendig ist. Es ist nämlich festzustellen, daß man mit Unrecht im vorigen Jahrhundert, als man für deutsches Alterthum liebevollen Antheil und warmes Interesse an den Tag zu legen begann, seitens Klopstocks und der politisch gesinnungs-verwandten Männer, von einer Sängerkaste der Varden geredet und gesungen hat, die man als Parallelen zu den nordischen Salden anzunehmen sich berechtigt glaubte, ja sogar in deren muthmaßlicher Art und Weise dichtete. Die sogenannten Vardieten, Vardenlieder, sind jedoch ein Hirngespinnst, welchem jede historische Beglaubigung fehlt. Wort und Sache hat man in dem Wort Barritus in des Tacitus Germania erkennen wollen, in einem Buche, in welchem der Römer Wohnort, Eigenschaften, Sitten und Gebräuche des naturwüchigen Volkes der Deutschen schilderte und mit dieser ethnographischen Skizze eines gesunden kräftigen Menschenschlages nach Art Rousseaus den naiven Naturmenschen als Gegensatz und Vorbild für seine an Hypertrophie leidenden Landsleute aufstellte. Darans aber, und aus wenigen weiteren kurzen Notizen eine altdeutsche Sängerkaste zu konstruiren, war sicher eine irriige Uebertreibung.

Jedenfalls aber kann diesen Gesängen, von welchem Tacitus berichtet und die bei Beginn der Schlachten von den Germanen gesungen zu werden pflegten, ihr hochpolitischer Charakter nicht abgesprochen werden; hier trat die Poesie aus der Sphäre der bloßen Empfindung heraus und begeisterte die Singenden selbst zu höchster politischer Kraftbethätigung, zur Erhebung des bewehrten Armes im blutigen Kampfe der Feldschlacht.

Ueber Form und Inhalt dieser Lieder ist freilich nichts weiter bekannt, als daß in ihnen die heidnischen Gottheiten und Stammeshelden unserer Altvorderen gefeiert wurden. Tacitus sagt hierüber: sie feierten den Tuisco und Mannus in Liedern, welche bei ihnen die einzige Art geschichtlicher Ueberlieferungen sind.

Anders ward es, als das Christenthum, die Religion der Liebe, den streitlustigen, schwertgewandten Germanen durch List und Intrigue, oder auch mit Feuer und Schwert gepredigt und aufgedrungen wurde. Das Verlöthen des Reiches, welches nicht von dieser Welt ist, dämpfte einigermassen die urgermanische Streit- und Thatenlust, zugleich aber auch Thatkraft, und trug nicht wenig dazu bei, die Einzelnen zu nöthigen, sich in ihr Inneres zurückzuziehen und ihnen das Bewußtsein ihrer Rechte und Pflichten in der freien Gemeinde vergessen zu machen, wenigstens so weit selbständiges politisches Handeln in Betracht kam. Diese ganze Tendenz war natürlich eine dem alten politischen Liede feindliche, welche sich von Anfang an in Verfolgung und Unterdrückung desselben seitens der Geistlichkeit bethätigte und unter Ludwig dem „Frommen“ sich auch den „weltlichen“ Arm zu dieser Art „Kulturkampf“ dienstbar machte, wie zahlreiche Capitularien und allerlei Verordnungen beweisen. Ganz entbehren konnte man das Lied seines zum Theil ja auch gottesdienstlichen Charakters wegen freilich nicht; ja, auch seine politische Verwendbarkeit leuchtete den Herren vom Räucherfaß und der Tonsur ein und im gegebenen Falle bedienten sie sich dieses gewaltigen Hilfsmittels zur Begeisterung der Massen, um ihre Sonderzwecke zu erreichen, recht gern.

In der folgenden Epoche tritt uns auch der Klerus als Hauptträger der Dichtung entgegen, die in der ganzen Hauptsache freilich, soweit sie erhalten ist, dürr und öde genug aussieht und im wesentlichen nur Taufformeln und Abschwörungen des heidnischen Aberglaubens, Gebete, Predigten, Glaubensbekenntnisse und dergleichen aufweist. Allerdings war der Volksgefang nicht ganz auszuwotten, ja die Kleriker selbst dichteten und sangen weltliche, sogar Liebeslieder, aber die schriftliche Ueberlieferung war schon leichter zu unterdrücken seitens der geistlichen Gensdarmarie. Auch in der weltlich-politischen Poesie trieb der kirchliche Zug der Zeit sein Spiel. So heißt es im Ludwigslied, welches den Sieg des australischen Königs Ludwig III. über die heidnischen Normannen in der Schlacht bei Soucourt (881) feiert, der König habe die Schlachtfahne erhoben, Schild und Speer genommen und weiter heißt es:

Ther kunne reit kuono
sanc lioth frono
ioh alla saman sungon
kyrie eleison!

(Der König ritt kühn voran, sang ein heiliges Lied und alle zusammen sangen: Kyrie eleison, d. i. Herr erbarme dich!).

In diesem Kyrie eleison haben wir ein griechisches Anhängsel

des römischen Kirchenthums, welches sehr häufig den Refrain, den Refrain von Liedern bildet.

Von geringerer politischer Bedeutung, höchstens als (allerdings vorsichtig zu benutzende) Quellen kommen die Gedichte zeitgeschichtlichen Inhalts in Betracht, in welchen Alexiker die Thaten der Könige und Kaiser meist in lateinischen Versen zummenschieden und natürlich nur Gutes berichteten, da ihnen das „Spotten“ ausdrücklich verboten war, daher gehören der Lobgesang der Sandersheimer Nonne Grosowitha auf Otto I., das ebenso wie das genannte lateinisch geschriebene Loblied auf die drei Ottonen, das Lied Wigfus, des Kaplans Heinrich III., das sich ausdrücklich einen Panegyrikus*) auf diese Kaiser nennt, und andere mehr. Ferner das vielberühmte Annolied, jener Lobgesang auf den Erzbischof von Köln, den heiligen Anno, welches Martin Opitz (1597—1639) entdeckte und zuerst drucken ließ. Inhaltlich entspricht das seinem Titel nur wenig, da es zum größten Theil eine poetische Weltgeschichte von heidnischen und christlichen Königen und ihren Abenteuern ist. Auch die Kaiserchronik zählt zu dieser Gattung; sie berichtet ganz konfus über römische Kaiser von Cäsar bis auf Konrad III., wobei darauf hingewiesen sei, daß die ganze deutsche Kaiserherrlichkeit ja eine Fortsetzung des römischen Imperatorenthums sein sollte.

Eine neue Wendung trat ein, als das ausgebildete Ritterthum den Poesiebetrieb dem Klerus abnahm. In dieser wie in der folgenden Zeit hat natürlich die Ader des Volksgesanges, obgleich mannichfach beschränkt und unterbunden, kräftig fortgeführt, nur fehlen uns hier Denkmäler, da diese Lieder ja lebendig von Mund zu Mund sich fortpflanzten und nicht in den geschriebenen Buchstaben eingekapselt auf dem Papier oder Pergament.

*) Eben so viel wie „Lobgesang“.

Das Ritterthum durch das Lehnswesen mit den deutschen Königen eng verbunden, erlebte eine reiche politische Geschichte thätig mit und an Stoffen war kein Mangel. Außerdem sah sich nach den starren Gesetzen der Logik der Thatfachen die Kirche, die eine Macht geworden war, auch genöthigt, „von dieser Welt zu werden.“ Die Ritter wurden in den jetzt beginnenden Kampf der zwei Schwerter, der römischen Kirche und des deutschen Königthums, hereingezogen, sie wurden in der Welt umhergeworfen in diesem Drängen und Treiben politischer Kraftbethätigung. Als höchste Blüthe der neuen Erscheinungen dieses Zeitraumes brauchen wir nur die Kreuzzüge zu nennen, welche den Deutschen den Orient verschlossen, dieses Amerika des Mittelalters, wie man ihn treffend genannt hat. Aber nicht großartige geschichtlich politische Lieder sind es, die uns hier entgegenönen und hauptsächlich den Glanz jener Dichtungsepoche ausmachen; außer den Kreuzliedern und gegen oder für Kaiser und hohe Reichsfürsten gesungenen Liedern war es die Minnepoesie*), in der diese Haudegenaturen schwelgten und ausruhten von den Anstrengungen beschwerlicher Feldzüge und blutiger Schlachten. Der wacker dreinschlagende Michel sang schon damals in dem Tone: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,“ und dem, der thatenfreundige politische Lieder fordert, kann wohl ein hartes Wort wie „Schmachtlappen“ dem Gehege der Zähne entfahren, wenn er sieht, wie die sentimentalen Minnethorner vor ihren Damen seufzen und winseln, wenn er etwa gar liest, wie der Typus dieses Süßholzrasplerthums, Ulrich von Lichtenstein — das gebrauchte Waschwasser seiner Herzdame mit Entzücken hinunterläßt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Minne = Liebe.

H a m b u r g.

Von W. Klos.

Wer es je gesehen, das stolze H a m b u r g mit seinen hochragenden Thürmen und mit dem unendlichen Mastenwald seines Hafens, mit seinen ungeheuren Waarenmassen und seinem Weltverkehr, mit seinen mittelalterlich verworrenen Straßen und seinen sich kreuzenden Kanälen, mit seinen finsternen Massenquartieren und seinen aristokratisch-eleganten Vororten, der wird sich dem Eindruck des Großartigen und Gewaltigen nicht verschließen können. In der That, hier athmet man so zu sagen Weltluft; man sieht, daß eine der riesigen Hauptadern des Weltverkehrs bloßgelegt ist und man fühlt deren Pulsschlag. Die Reichthümer aller Zonen begegnen hier dem erstaunten Blick und die Eigenthümlichkeiten aller Völker kommen zur Geltung. Der Verkehr, die Ankunft und Abfahrt der Seeschiffe würfeln täglich die Produkte und die Menschen der alten und neuen Welt durcheinander. Von dieser großartigen Stadt hört man rühmen, daß ihr Handel fast eben so umfangreich sei, wie der von ganz Spanien, und der Schächer Heinrich Heine war von ihrer Großartigkeit so sehr eingenommen, daß er sich Hammonia nur als „hochbusiges Frauenzimmer“ vorzustellen vermochte, deren Gliedmaßen er mit dorischen Säulen verglich.

Der alte Bund der meerbeherrschenden Hansa, dessen festesten Eckstein die stolze Hammonia einst bildete — wie lange schon ist er in Trümmer gefallen! Es ist lange Zeit vergangen, seitdem seine Heere und seine Flotten die nordischen Könige vor sich herschleuchten. Die mächtigen Städte an Nord- und Ostsee, deren Ruf einst durch die Welt drang und deren demokratische Bürgerchaft einst den gefährlichen Kampf gegen das gefährliche mittelalterliche Raubritterthum furchtlos aufnahm — was sind sie geworden? Das einst so hochberühmte Lübeck ist heute ein Handelsplatz dritten, das alte Bremen einer zweiten Ranges und Stralsund, Wismar, Rostock sind zu Provinzialstädten geworden, die man durchaus nicht in den ersten Rang derselben einreicht. Nur Hamburg ist nicht rückwärts gegangen, sondern zu größerer Blüthe und Machtfülle aufgestiegen, als es früher je aufzuweisen hatte. Mit der ganzen Zeitentwicklung hat Hamburg immer Schritt halten können — durch sein Glück.

Glück hatte Hamburg gegenüber seiner Nebenbuhlerin, der Stadt Bardavieck, die südlich von Hamburg — heute an der Nelzener Bahn — liegt. Bardavieck ist heute ein Ort von 1600

Einwohnern ohne alle Bedeutung. Der öde Flecken am Rande der Lüneburger Heide läßt den Beschauer nichts von entschwindender Größe ahnen und nur der große alte Kirchturm mit seinem „bemoosten Haupt“ erscheint als ein stummer Zeuge vergangener Macht. Es ist auch lange her, seit Bardavieck's Größe und Reichtum im Blut und in den Flammen des Krieges unterging. Bardavieck soll die älteste Stadt Norddeutschlands sein und erfreute sich der besonderen Gunst Karls des „Großen“, der ihr einen Bischofsitz zuwies und dadurch die Grundlage seiner Bedeutung schuf. Er machte aus ihr den Hauptplatz für den Handel und Verkehr mit den skandinavischen Ländern und Bardavieck ward eine gar blühende und kriegsgewaltige Stadt. Sie beherrschte den Norden. Aber ihr Stolz brachte ihr Verderben. Als Heinrich der Löwe, der wilde Braunschweiger, den Friedrich „Barbarossa“ in die Reichsacht erklärt hatte, vor Bardavieck Einlaß verlangte, schlug man ihm die Thore vor der Nase zu und verhöhnte ihn von den Wällen herab. Furchtbar entbrannte des Braunschweigers Zorn und er schwor, die Stadt zu zerstören. Die trotigen Bürger von Bardavieck vertheidigten todesmuthig die Zinnen ihrer Beste. Aber der wilde Braunschweiger nahm sie 1189 mit Sturm und seine Schaaren hausten darin mit Mord und Brand. Die Stadt wurde bis auf den Dom zerstört, wo heute noch die Inschrift „vestigia leonis“ von dem furchtbaren Wüthen des Braunschweiger „Löwen“ zeugt. Bardavieck konnte nie wieder zur Bedeutung gelangen.

Zu Hamburg steht heute noch ein alterthümliches Gebäude, das Zippelhaus genannt, in welchem die geflüchteten Bardaviecker Bürger aufgenommen worden sein sollen. In jenem Hause fanden die Bardaviecker, wenn sie nach Hamburg zum Markte kamen, von Alters her unentgeltlich Unterkunft. Diese Gastfreundschaft kam den Hamburgern nicht zu theuer zu stehen, denn nachdem Bardavieck der furchtbaren Rache Heinrichs erlegen, ging sein Handel und seine ganze Bedeutung überhaupt auf Hamburg über, das rasch aufzublühen begann und bald unter den Städten des Nordens der mächtigsten und berühmtesten eine war. Seine Schiffe beherrschten die nordischen Meere und waren gefürchtet weit umher, was alles vielleicht nicht gekommen wäre, wenn nicht der Zorn des Braunschweiger Löwen die Nebenbuhlerin am Saum der Lüneburger Heide dem Erdboden gleich gemacht

hätte. Von der Brandstätte, wo ehemals Bardavick sich ausdehnte, schafften die Hamburger die soliden Quadersteine herbei, die vordem als Grundlage zu Thurm und Wall gedient hatten. Sie erbauten aus diesen Quadern feste Hafen- und Ringmauern, innerhalb deren sich nun das großartige Gemeinwesen entwickelte, das bald über die Ringmauer und Gräben hinaus wuchs.

Von all den mittelalterlichen Befestigungsbauten, welche die stete Kriegsbereitschaft einer Hansestadt nothwendig machte, ist heute allerdings wenig mehr zu sehen. Naht man auf einem Elbdampfer oder in tausendem Zug über die Elbbrücke von benachbarten Harburg herüber, so sieht man völlig eine moderne Stadt vor sich liegen. Hochragende Thürme — es sind die höchsten in Europa darunter — und bald weit ausgedehnte, bald eng zusammengebrängte Häusermassen werden dich weniger interessieren, als der Hafen mit seinem dichten Wald von Masten.

Ist man auf dem Dampfboot gekommen, so steigt man im Hafen an der Landungsbrücke aus, das gegenüberliegende Ufer gehört zu der Insel Steinwärder, die eine Seite des Hafens bildet. Sie ist mit vielen Fabriken bedeckt und kleine Bote führen die Arbeiter hinüber und herüber. Dort steht auch das Etablissement der Gebrüder Ohlendorff, welche hier eine Guanofabrik und in Berlin die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ besitzen.

Weit über den Hafen empor ragt der „Stintfang“, eine mit Bäumen schön besetzte Anhöhe, von welcher die Mündungen dreier riesiger Geschütze auf den Hafenspazier herabgähnen. Ist hier Belagerungszustand? — Doch nein, die Geschützkolosse stammen augenscheinlich aus dem vorigen Jahrhundert und machen viel Lärm, aber wenig Schaden. Bei Gefahr in Folge steigenden Wassers feuert man sie ab, um ein Warnungssignal zu geben.

Vom „Stintfang“ herab blickt man auf das bunte und wechselnde Leben am Hafen. Vor demselben etwas nach rechts hin liegen die riesigen Dampfer, die den Verkehr mit Amerika vermitteln und von denen einige schon in 11—13 Tagen von Hamburg nach New-York gefahren sind. Sie haben alle eine gute Lunge, d. h. ihre Maschinen sind kolossal und wenn solch ein Leviathan sich vorwärts bewegt, püstet und schnaubt es wie ein Ungeheuer. Armselig sehen dagegen die Segelschiffe aus, die sich schwer und unbehilflich bewegen. Sie liegen zu hunderten da vor den verschiedenen Quais, tragen Namen aus allen Sprachen und sind mit Wimpeln und Flaggen aller seefahrenden Nationen behängt.

Am Hafen wird immer gearbeitet; ein geschäftiges Menschengetöse, summend und brausend wie ein Bienenschwarm. Da ist soeben ein Schiff mit englischen Kohlen angekommen und sofort wird es von den „Kohlenjumpers“, den Kohlen-Ausladern, die in Bötchen angefahren kommen, zu dutzenden erklettert. Die Kohlen werden in die Bote herabgeschafft und ans Land gebracht, was mit großer Geschwindigkeit vor sich geht. Diese „Kohlenjumper“ genannten Arbeiter halten sehr fest zusammen und pflegten früher sämmtlich die Arbeit einzustellen, sobald einer nur um einen Groschen billiger arbeitete, als die mit den Kohlenhändlern vereinbarten Lohnsätze betragen. Die schlechte Geschäftszeit wird diese Disziplin gelodert haben.

Weiterhin bemerkt man eine Anzahl von Matrosen das Tauwerk ihrer Schiffe ordnen und vernimmt dabei ihren eintönigen Gesang, der einen schwermüthigen Eindruck macht. Wer das Seewesen nur aus Romanen kennt, muß finden, daß dieser Gesang ihm einen Theil der Poesie raubt, mit dem die Poeten es umwoben haben. Was hat zudem der Mensch vom Leben, der sich drei Viertel desselben der stürmischen See anvertrauen muß, der da lebt ohne öffentliches Leben, ohne Verkehr außer dem nur der Schiffsgenossen, ohne trauliches Heim und mit dem falschen und türkischen Element unter sich? Man geräth in Gedanken und indem man sich darüber besinnt, wie man dies doch ändern könne, und dabei zu keinem Resultat kommt, wandert man weiter durch das Menschengetöse, das geschäftig an uns vorbeiwogt und sich nicht um unsere Grübeleien kümmert.

Die Wirklichkeit drängt sich uns bald auf. Man läßt sich überlegen und gelangt nach den Quais, wo die Waaren, die Schätze fremder Zonen, ausgeladen und mittels gewaltiger Krähnen in die offenen Lagerhallen spedirt werden. Hier sieht man den Reichtum zweier Welten und es erfährt einen mächtig, wie man die gewaltigsten Lasten von den gigantischen Hebelarmen des Krähnes getragen leicht ans Land schweben sieht. Wir haben es doch weit gebracht, würde der gute Stammvater Adam sagen, der es bloß bis zu einem Feigenblatt brachte.

Hier speit der Freihafen, der vom Zollverein eingeschlossene,

aus, was auf allen Meeren ihm zugeschwommen ist. Hier pulst der Welthandel.

Die Waarenmassen werden von hier, soweit sie nicht sofort weiter zu befördern sind, in die Magazine der Speicher geschafft. Der Transport dahin geschieht theils zu Wagen, größtentheils aber auf den sogenannten „Fleets“. Die „Fleets“ sind jene Kanäle, welche die Altstadt Hamburgs, den Hauptsitz des Handels durchschneiden. An Schlamm sind sie nicht arm und über ihre Ausdünstung hat sich der Spötter Heine mehr als einmal lustig gemacht. Und doch sind diese „Fleets“, so schmutzig sie aussehen, für den hamburgischen Handel ungemein wichtig. Sie befördern mit wenig Kosten auf ihrem Rücken die schwersten Lasten in die Magazine. Die letzteren, Speicher genannt, sind meistens so gebaut, daß ihre Rückseite an das „Fleet“ anstößt, so daß die Waaren gleich aus dem Fleetfahrzeug hereinbefördert werden können. Diese Fahrzeuge nennt man „Ewer“ und die Arbeiter, die sich auf denselben befinden, „Ewerführer“. Diese bilden ein besonderes, abgeschlossenes Gewerk. Man kann sich leicht denken, daß die Fleets namentlich bei noch mangelhaften Transportmitteln, schon wahre Goldgruben für die Kaufmannschaft gewesen sind.

Vom Quai aus kann man sich zeigen lassen, wo der kleine Grasbrook liegt, der Ort, wo der kühne Seeräuber Klaas Störtebeker hingerichtet worden ist mit vielen seiner Genossen, nachdem ihn die Hamburger Anno 1407 bei Helgoland gefangen hatten. Der Henker watete bis an die Knöchel im Blute und die hamburgischen Schönen weinten bitterlich, denn der Störtebeker war ein Mannesbild gar kühn und trügiglich, wenn er auch nur Seeräuber war.

Kolosse von Schiffen ankern hier, die dem großen Rheder Godeffroy gehören. An ihm kann man sehen, wie weit es ein Hamburger bringen kann, denn er ist der souveräne Beherrscher einiger Samoa-Inseln in der Südsee, die er kraft seiner Schiffskanonen hat besetzen lassen. Dort ist er Souverän, in Hamburg ist er Staatsbürger. Was man sonst hört von jenen Samoa-Inseln, lautet nicht gerade günstig. Zwar hat das Haus Godeffroy einen schönen, großen, dem Publikum zugänglichen Park in Hamburg angelegt und für Errichtung eines naturhistorischen Museums eigene Gelehrte angestellt. Aber den Bewohnern der Samoa-Inseln soll die Zeit, da sie das Haus Godeffroy noch nicht kannten, angenehmer gewesen sein, als die gegenwärtige. Wir können ihnen dies auch gar nicht verdenken. Die Kontrakte, die sie eingehen müssen, sollen nicht geeignet sein, einem Menschen das „irdische Jammerthal“ besonders angenehm zu machen, und wenn man sieht, zu welchen Spottpreisen die Kokosnüsse in Hamburg auf der Straße verkauft und wie massenhaft sie zum Delpressen verwendet werden, so kann man sich wohl denken, daß die Eingeborenen der Samoa-Inseln mit der Produktion dieser Waare — soweit sie ihnen zusteht und nicht auf Rechnung des „Staats“ Godeffroy betrieben wird — keine Schätze sammeln werden.

Beim Durchschreiten der Straßen Hamburgs fällt auf, daß die Bauart nicht überall gleich ist und zwar tritt die scharfe Trennung in Gebäude alten und neuen Stils besonders hervor. Es gibt durchschnittlich nur ganz alte und ganz neue Häuser. Diese Erscheinung erklärt sich als eine Folge des großen und furchtbaren Brandes, der am 5. bis 8. Mai 1842 in Hamburg wüthete und einen sehr großen Theil der Stadt in Asche legte. An Stelle der eingäscherten alten Straßen entstanden neue Straßen in modernem Stil; die andern alten Gebäude, die wie alles Alte in Hamburg sehr dauerhaft sind, blieben stehen und so entstand die Mischung des Stils. Die alten Häuser sehen ungeschön aus und machen keinen so günstigen Eindruck, wie die alten Bauwerke Nürnbergs, sie sind auch unbequem gebaut. Sie fallen dadurch auf, daß die Fassade jedes Stockwerks fast nur aus Fenstern besteht, die so eng an einander schließen, daß die Zwischenwand wegfällt. Die Vorderwand ist also eine Fenster- und Glaswand. Die Fenster öffnen sich alle nach außen, was alljährlich den Tod verschiedener Dienstboten beim Fensterputzen erfordert. Die Kellerwohnungen sind ungemein zahlreich; von den Restaurationen werden vielleicht 30 Prozent im Keller betrieben und mögen auch 5—7 Prozent der städtischen Bevölkerung, „aus freier Hand“ geschäftig, im Keller wohnen. Die Kellereingänge sind oft sehr vorspringend gebaut und beeinträchtigen das Trottoir so mancher Straße. Das Wohnungsweien liegt überhaupt sehr im Argen, was nicht zum geringsten Theil daher kommt, daß durch die Gesetzgebung die Hauswirthe bedeutend bevorzugt sind. Die Miethen sind enorm, trotzdem in den fre-

quentesten Straßen die Häuser eng, unbequem und dumpfig sind und in Bezug auf Abführwesen dort Zustände herrschen, die man in anderen Städten kaum glauben würde. Es gibt in Hamburg keine einzelnen Senfgruben, sondern das Abführwesen beruht auf einer Ziel-Einrichtung. Dieselbe hat ihre großen Nachteile, so lange die Hauswirthe nicht gesetzlich verpflichtet sind, die nöthigen Reinigungseinrichtungen zu treffen. Das ist nicht geschehen und so dauert der alte Schlandrian fort.

In den neuen Straßen und in den Vororten ist es besser. Die Kaufmannschaft wohnt zum großen Theil in den schönen Villen der Vororte, während sich die Comptoirs und Magazine in den öden und traurigen Gebäuden der Altstadt befinden. Die dunkelste Schattenseite des hamburgischen Wohnungswezens bilden die „Gänge“, jene kleinen Straßen, die oft so enge sind, daß man mit ausgestreckten Armen die Häuser rechts und links zugleich berühren kann. Diese Gängeviertel gereichen der stolzen Hansestadt nicht zum Ruhme. Die Sonne scheint in viele dieser „Gänge“ nicht hinein und doch müssen tausende von Kindern darin aufwachen, tausende von Menschen fast ihr ganzes Leben darin hinbringen. In den engen schmutzigen Häusern klettert man oft wie auf Hühnerstiegen die Treppen hinauf und muß sich an ein abgegriffenes Seil, das als Treppengeländer dient, halten, um nur emporzukommen. Die Prostitution und manche andere Laster haben in einigen dieser Straßen ihren Sitz aufgeschlagen; in den meisten aber wohnen fleißige Arbeiter und verarmende kleine Gewerbetreibende, die der billigen Miete wegen sich in die „Gängeviertel“ verbannt haben. Wie Haringe sind die Menschen auf einander gepackt und der anständigste Mensch kann es oft nicht vermeiden, daß die Prostitution das gleiche Haus bevölkert, wie er und seine Familie. Wir haben schon oft von Fremden sagen hören, daß Hamburg, was seine trübseligen, düstern und ungesunden Massenquartiere anbetrifft, allerdings „Klein-London“ sei.

Während du durch die Straßen schweiffst, kommt dir ein Leichenzug entgegen. Hinter dem Sarge schreiten erst eine Anzahl Männer in mittelalterlicher Tracht: schwarzes Barett, große weiße, sorgfältig gefaltete Teller-Halskrause, spanischer Mantel und enge Beinkleider. Hinter ihnen kommen erst die Leidtragenden in Droschken. Die Mittelalterlichen sind eine hamburgische Spezialität; die Hamburger wollen nun einmal ohne mittelalterlichen Aufzug nicht begraben sein. Wenn man Geld hat, kann man auch Leichenträger mit Degen haben, die ebenso für den Leichenzug am schönsten, wie die hölzernen Särge für den Todten am gesündesten sind.

Aber laß die Todten ruhen und sieh dir lieber das rosige junge Geschöpf mit der weißen Haube und den entblößten Armen an. Das ist eine hamburger „Kösch“ (Köchin) in ihrer Nationaltracht, nämlich weißer Haube oder „Mütze“ und hellem Rattun-Kleid, das etwas kurz ist, um die schneeweißen Strümpfe sehen zu lassen, die am Fuß mit niedlichen Pantoffeln verchwifert sind und auf welche die „Kösch“ ganz besonders stolz ist. Ein gellender Schrei: „A—a—a—al!“ der plötzlich an dein Ohr schlägt, läßt dich die „Kösch“ vergessen; du siehst dich erschreckt um und stehst vor einer Fischfrau, die ihre Waare ausruft. Sie hat zwei Körbe an einer Tragstange über die breiten Schultern gelegt und schreiet mit hochgeschürzten Gewändern gravitatisch dahin. „Frischen Schellfisch — A—a—a—al!“ klingt es noch in deinem Ohr, als plötzlich ein ohrzerreißendes Geschrei sich in deiner Nähe erhebt und sofort eine Anzahl Menschen sich ansammelt. Du kannst nicht verstehen, was da so laut geschrien wird; du eilst aber dahin, wo sich das Volk zusammendrängt und stehst vor einem Wagen, der je nach Umständen mit Apfelsinen, Ananas, Kirichen, Hummern, Kotosnüssen, Aepfeln, Thomaaren, Kalendern, alten Büchern oder Hosenträgern und Schlipfen beladen ist. Du merkst erst jetzt, daß der Stentor, der so viel Lärm macht, seine Waare und deren Preis öffentlich ausruft. Das sind eben hamburgische Eigentümlichkeiten, zu denen auch die drallen Vierländerinnen mit ihren kurzen Röcken und merkwürdigen Strohhüten gehören. Im übrigen bieten die Straßen das Gewühl einer jeden großen Stadt mit Pferdebahnwagen und

Omnibussen und du magst noch ab und zu wieder von einem ausgelassenen Matrosen angerepelt werden, der vielleicht fünfzehn Monate zur See gewesen und jetzt „austräten“ will. Diese „Austretenden“ sind gewöhnlich keine angenehme Erscheinung, und es kommt noch hinzu, daß ihnen von schlauen „Damen“, die auf das „Austreten“ spekuliren, die ganze mühsam verdiente Baarschaft in einer tollen Nacht aus der Tasche gelockt wird.

Das ist ein Gewühl, ein Lärm, ein Schreien und Drängen, ein Rennen und Stoßen. Da wird es dir zu eng in den dumpfigen und schmutzigen Straßen und du schnappst nach frischer Luft. Nachdem du dir die öffentlichen Gebäude, die kein besonderes Interesse haben, ausgenommen vielleicht das Johanneum, die bedeutendste hamburgische Lehranstalt, und die Börse, die helleren Theile der Stadt angesehen, gelangst du an das Ufer der Alster und athmest freier. Du trittst auf den Jungfernstieg, der die Alster entlang führt und es weht kühl um deine Stirne; die Alster sendet dir einen erfrischenden Hauch.

Die Alster besteht aus zwei Bassins, der kleineren Binnen- und der größeren Außenalster. Die zwei Bassins werden getrennt durch die Lombardsbrücke, ein solides Bauwerk, über welches auch die Verbindungsbahn zwischen Hamburg und Altona führt. Der schöne, klare Wasserpiegel der Alster bietet mit seiner Umgebung einen Anblick, den man nicht so leicht vergißt. Die Binnen-Alster ist von den prächtigen Gebäuden des Jungfernstiegs und der anstoßenden Straßen umgeben. Die Wege, die rings um das Bassin führen, sind zu schönen, schattigen Alleen umgeschaffen worden. Die Außenalster ist auf der einen Seite der Stadt, auf der anderen Seite von den Vororten umgeben und der Blick verläuft in der Ferne in grünen Wiesen oder kleinem Gehölz, zwischen dem die modernen Villen einzeln hervorschimmern. Die Vororte sind ein Gemisch von Häusern und Gärten. Auf den beiden Alster-Bassins selbst schießen preis schnell jene kleinen Dampfer hin und her, welche den Verkehr zwischen der Stadt und den Vororten vermitteln. Sie treiben die Schaaren der Schwäne vor sich her, die majestätisch das Wasser zu durchfurchen pflegen. Ist das Wetter günstig, so wimmelt, namentlich am Sonntag, die Alster von Ruder- und Segelböten, was von der Lombardsbrücke herab einen eigenthümlich anziehenden Anblick gewährt. Man sieht die langen, schlanken Böte dahinschießen, die von ruderfreudiger Jugend in eigens diesem Fall angepaßten Kostüm besetzt sind. Männlein und Weiblein pflegen da der lustigen Wasserfahrt.

Willst du dich nach historischen Orten umsehen, so gehe nach Wandsbeck hinaus, wo der lustige Dichter Claudius gehaust hat; auf seinem Denkstein findest du seinen Kanzen abgebildet. In der Königstraße zu Hamburg siehst du eine Gedenktafel; dort hat Klopstock, der Dichter des großen Epos „Messias“ gewohnt. Er liegt auf dem Kirchhofe in Ottenien begraben und auf dem Stein, unter dem er schlummert, zählen jetzt die Marktweiber ihre Eier ab, denn die Zollgrenze läuft — profaisches 19. Jahrhundert! — gleich neben dem Grabstein durch. Die hamburgischen Poeten werden dich sonst wenig interessieren, am wenigsten der alte ernsthafte Brodes, der zwölf Gesänge: „Ardisches Vergnügen in Gott!“ verfaßt hat. Laß die Poeten gehen und wende dich lieber zu der interessanten Gegenwart. Hast du noch nicht die Gaben des Meeres genossen, du kannst sie so billig haben, wie nirgends, denn sie kosten keinen Zoll, und schmecken dir besser als die alten Poeten.

So sieh die Weltstadt aus, wenn du ihre Straßen durchmiffest. Es berührt dich der bunte Wechsel der Verhältnisse wie überall, wo so viele Menschen beisammen wohnen.

Du wirst finden, daß der Spötter Heine Recht gehabt hat, als er über „Schellfischeelendust“ klagte, da er in seinem engen Kramladen saß, den ihm sein Oheim am Grasseller 139 eingerichtet hatte. Es ist wahr; hier erscheint der Handel und der Weltverkehr groß, gewaltig und imponirend, aber es tritt auch alles andere vor ihm zurück. Merkur und Apollo vertragen nicht so leicht dieselbe Luft.

Um die alte Hammonia genau und richtig beurtheilen zu können, dürfen wir uns mit der Anschauung ihres Aeußeren nicht begnügen; wir wollen später auch ihr Inneres kennen lernen.

Die Dampffessel der Zukunft.

Die in unserem Zeitalter mehr und mehr zur Weltbefeiererin heranreifende Technik bringt zuweilen Erscheinungen hervor, welche in größerem Maße, als dies in der Regel bei technischen Erzeugnissen der Fall ist, die Aufmerksamkeit auch des außerhalb der eigentlichen Fach- und

Interessentenkreise stehenden Publikums auf sich ziehen. Und zwar erfährt eine technische Leistung stets dann jene allgemeine Beachtung, wenn sie geeignet ist, deutlicher als gewöhnlich den eigentlichen und wahren Beruf der Technik, wie überhaupt der menschlichen Arbeit und Wissenschaft, zu zeigen, den Beruf nämlich, das Menschengeschlecht

von Plage und Schmerz, Sorgen und Elend zu befreien — freilich nur zu zeigen; an eine Ausübung dieses Berufes, an eine wirkliche Befreiung ist unter obwaltenden Verhältnissen bekanntlich nicht zu denken. Ein solches Erzeugniß ist der neue Sicherheitsröhrendampfkessel, eine der bedeutendsten Erfindungen, welche die Dampfbetriebstechnik seit Erfindung der Dampfmaschine aufzuweisen hat. Bisher hatte man sich allgemein fast ausschließlich der Verbesserung und möglichen Verbesserung der Dampfmaschine, desjenigen Mechanismus, welcher die Dampfkraft ansaugt, verarbeitet und verbraucht, zugewandt, darin die Hauptaufgabe erblickend, während in der Verbesserung der Dampfkessel, der eigentlichen Dampferzeuger, sehr wenig, fast nichts, mindestens nichts von Bedeutung, gethan worden war. Erst in neuester Zeit hat man begonnen, auch in diesem Zweige ernstlich fortzuschreiten, und wiederum sind es die Amerikaner, Franzosen und Engländer, welche der übrigen Welt, auch uns Deutschen, den Weg gezeigt haben, indem sie die ersten brauchbaren Sicherheitsdampfkessel konstruirten. Seit ungefähr einem Jahrzehnt weitern nun die fortschrittlichen Kreise der Dampfkesseltechniker in Amerika, Frankreich, England und Deutschland in der Verbesserung der obengenannten Dampferzeuger, von denen hier einige kurze Mittheilungen Platz finden sollen.

Obgleich durch jene gemeinsame Arbeit verschiedene Arten dieses neuen Kesselsystems entstanden sind, — eine Ueform kann deshalb nicht genannt werden, weil die ersten derartigen Dampfkessel, gleichwie es mit so vielen zeitgenössischen Erfindungen gegangen ist, fast gleichzeitig in den drei erstgenannten Ländern konstruirt wurden, — so ist das Grundprinzip doch bei allen dasselbe: alle sind aus einzelnen Röhren zusammengesetzt, welche an den Enden durch vorgeschraubte hohle Verbindungsstücke oder in anderer Weise mit einander in Kommunikation gebracht sind und in denen das Wasser durch Einwirkung von äußerer Feuerhitze in Dampf von einer Spannung bis zu zwölf Atmosphären (12 Kilogramm Druck pro Quadratmeter) verwandelt wird. Der Dampf sammelt sich oben in besonderen Behältern und wird von da zum Gebrauch abgeleitet. Das Röhrensystem liegt gewöhnlich in einem gemauerten Ofen. Diese Dampferzeuger unterscheiden sich demnach sehr wesentlich von den bisherigen Kesselformen, welche meistens aus einem oder mehreren großen Blechcylindern gebildet sind, in denen das Wasser zum Sieden gebracht wird. Bei jenen neuen Dampferzeugern dagegen sind es gleichsam eine Menge kleiner Kessel, welche zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigt, in der Wirkung einem großen gleichkommen und in weiteren Hinsichten bei aller Einfachheit des zu Grunde liegenden Prinzips bisher unerreichte Vorzüge bieten. Da tritt uns zunächst die Sicherheit gegen Explosionsgefahr entgegen, welche hauptsächlich in der viel größeren Widerstandskraft der kleinen Röhren gegenüber großen Kesselschindern besteht. Die Dampfkesselexplosionen bilden einen nicht unbeträchtlichen Theil der Unglücksfälle in der modernen Produktion; sie lehren so regelmäßig wieder, daß man Dampfkesselexplosionsstatistiken angelegt hat. In Deutschland erfolgen alljährlich drei bis sechs größere Kesselexplosionen. Eine solche Explosion vollzieht sich gewöhnlich in der Weise, daß der betreffende Kessel in zwei oder mehrere Haupttheile zerplatzt, diese Theile nach verschiedenen entgegengesetzten Richtungen, oft weite Strecken bis zu 150 und 200 Meter, davonschleudern und auf diesem Wege Gebäude, Maschinen, Schornsteine u. zertrümmern. Tödtungen und Verwundungen von Menschen sind dabei oft bedeutend. In England wurden in den zehn Jahren von 1864 bis 1873 durch Dampfkesselexplosionen 617 Personen getödtet und 997 Personen schwer verletzt. Der Mensch stand dieser Gefahr bisher nur mit unzureichenden Mitteln, z. B. Kontrolle des Wasserstandes durch Wasserstandsgläser und Probirhähne, Anbringung von Sicherheitsventilen und anderen Sicherheitsvorrichtungen gegenüber. Alle diese Sicherheitsmittel haben sich als ungenügend erwiesen, um Explosionen zu verhüten. Auch ist man über die wahren Ursachen dieser Katastrophen noch fast gänzlich im unklaren. Nicht durch kleine Palliativmittel, nicht durch spitzfindige Spekulationen hat man nun die Explosionsfrage gelöst, sondern mit groben, radikalen Streichen dadurch, daß man die Konstruktion der Kessel selbst von Grund aus änderte. Die Beseitigung der Explosionsgefahr beim Dampfbetriebe ist eine That von so hoher und allgemeiner Bedeutung, daß sie in der Geschichte der Menschheit weit mehr einen Ehrenplatz verdient, als so manche sogenannte Heldenthat.

Diese Dampfkessel, ein neues Ei des Kolumbus, haben aber auch noch ganz andere schätzenswerthe Eigenschaften, die nur kurz berührt werden sollen. So sind sie vorzügliche Dampferzeuger, d. h. sie liefern bei Verbrennung einer gewissen Menge Brennmaterial eine größere Menge Dampf, als die meisten anderen Kessel; sie sind von höchster Dauerhaftigkeit, indem sich die einzelnen Röhre leicht auswechseln lassen, die oft unendlich mühsamen und auch kostspieligen Kesselschindereien kommen nicht vor, außerdem gestalten sie sehr bequeme Reinigung von dem sich bei allen Dampfkesseln ansetzenden Kesselstein. Wer jemals im Bauche eines Dampfkessels in heißer dunstiger Atmosphäre und meistens höchst unbehaglicher Lage die Mühe des Kesselauslopfens kennen lernte, der wird die neuen Dampferzeuger als humanitären Fortschritt begrüßen, denn bei diesen wird die Reinigung von außen ohne Mühe durch Befahren der einzelnen Röhre ausgeführt.

Es wird den explosionsfähigeren Dampfkesseln von interessirten Gegnern nachgesagt, daß sie zu wenig Wasserinhalt haben und daher bedeutenden Dampfschwankungen ausgelegt sind. Doch trifft dieser Vor-

wurf nur bei ganz unregelmäßigem Dampfverbrauch zu. Es ist nun die Aufgabe der Technik, auch diese Frage zufriedenstellend zu lösen, und es ist nicht zu zweifeln, daß dies, wenn nicht eher, doch ganz gewiß dann gelingen wird, wenn nicht mehr um des Gewinnes willen, sondern um des wirklichen Fortschritts zum Bessern gearbeitet und gedacht werden wird.

Die neuen Dampferzeuger, welche, gleich vielen anderen Erfindungen, ihre Vorläufer hatten, wie den Albankessel u. a., sind von vielen Seiten als die Kessel der Zukunft bezeichnet worden, und mit Recht. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß sich die Sicherheitsdampfkessel wegen ihrer Vortheile schon bald mehr und mehr einführen werden. In der zukünftigen Welt aber, welche technische Fortschritte nicht um eines Profits halber, sondern um ihrer selbst willen, um der Erleichterung, die sie dem Menschen gewähren, fördern wird, werden die explosionsfähigeren Dampfkessel, jedenfalls noch bedeutend vervollkommenet, menschlichem Ermessen nach die allgemeinste Anwendung finden.

Von den Männern, welche sich besonders um die Erfindung und Verbesserung der neuen Dampfkessel verdient gemacht haben, sind zu nennen: in Amerika und England: Koot, Howard, Griffith, Harrison, Lynde, Kelly, in Frankreich und Belgien: Belleville, Sinclair, de Naeyer & Co., in Deutschland: A. Böttner, Steinmüller, die Gebrüder Ulrich, J. G. Schmidt, Weissel u. a. P. K.

Dauer des Wasserbades. In dem Aufsatze „Ein Swimming Match“ (Nr. 38) ward mitgetheilt, daß Kapitän Webb, gleich seinen Mitbewerbern in dem bekannten Wettschwimmen, von dem langen Aufenthalte im Wasser nicht die geringste nachtheilige Wirkung zu verspüren hatte. Professor Hebra von Wien, eine medizinische Autorität ersten Ranges, dessen Domäne seit Jahrzehnten das Feld der Hautkrankheiten ist, hat sich schon in seiner vor zwei Jahren in der wiener „Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlichten Abhandlung „über die Wirkung des Wassers auf die gesunde und kranke Haut“ dahin ausgesprochen, daß ein längerer Aufenthalt im Wasser an sich dem Körper durchaus nicht schädlich sei; und er verweist „auf die Waschfrauen, welche die Wäsche in fließendem oder stehendem Wasser reinigen, auf die Arbeiter bei Wasserbauten, Badedienter in Seebädern, Seefahrer bei andauernden Seestürmen und Unglücksfällen, auf die Erfahrungsgenossen Schiffbrüchiger, die nachgewiesenermaßen tagelang, an ein Bret sich anklammernd, im Meerwasser herumtrieben, ohne Schaden zu nehmen, u. s. w.“ „Bei längerer Einwirkung des Wassers auf die Haut beim Baden, Waschen oder sonstigem Gebrauch,“ schreibt Prof. Hebra, „wird bekanntlich die Oberhaut an den Händen und Füßen, von den Fingern und Zehenspitzen ausgehend, weiß gefärbt und gerunzelt, aber nie werden die untergelagerten belebten Schichten der Epidermis, des Malpighischen Netzes oder der Papillenkörper bloßgelegt, wenn auch monatelang ununterbrochen gebadet, gewaschen oder zu sonstigen Zwecken macerirt (durch Wässer aufgeweicht und aufgelöst) wird.“ Prof. Hebra, der beiläufig nichts weniger als ein Gegner der Benutzung kalten Wassers zu hygienischen und Heilzwecken ist, sondern bloß die Uebertreibungen der hydropathischen Wunderdoktoren bekämpft, meint nun zwar, es lasse sich schwer beweisen, ob „Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen des Wassers auf die Haut durch Gewohnheit erzielt werde“, allein dem Zusammenhang nach scheint er hiermit bloß gemeint zu haben, daß die „Gewohnheit“ nicht in allen Fällen verlängerten Aufenthalts im Wasser „als Grund angegeben werden kann, daß die Betroffenen nicht durch das Verweilen im Wasser an ihrer Gesundheit Schaden erlitten.“ Die österreichischen Nordpolfahrer, die er als Beispiel anführt, blieben allerdings „trotz driiðhalbjähriger (1870—1872) Durchfeuchtung“ gesund, obgleich sie vorher keine Gelegenheit gehabt hatten, sich an diese arktische „Durchfeuchtung“ zu „gewöhnen“; und ebenso haben die „Schiffbrüchigen“, die er weiter zitiert, zum großen Theil nicht die „Gewohnheit“ des Schiffbrüchigwerdens gehabt, aber das beweist doch nichts anderes und soll offenbar auch nichts anderes beweisen, als daß der menschliche Körper auch ohne „Gewohnheit“ unter Umständen sehr lange im Wasser verharren kann. Daß die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen die Einwirkungen des Wassers durch „Gewohnheit“ vermehrt wird, läßt sich angesichts unzähliger handgreiflicher Thatfachen nicht leugnen, und konnte unmöglich von einem Manne geleugnet werden, der die Wirkungen des Wassers auf die menschliche Haut so genau studirt hat, wie Professor Hebra. Jeder regelmäßig Badende, jeder Schwimmende beobachtet an sich selbst, daß mit der „Gewohnheit“ des Aufenthaltes im Wasser die Widerstandsfähigkeit gegen dessen Einwirkungen wächst. Schreiber dieses, dem anfanglich nach halbstündigem, ja kürzerem Aufenthalt im Wasser die Fingerspitzen weiß, starr und gerunzelt wurden, brachte es durch „Gewohnheit“ dahin, daß er stundenlang im Wasser — und zwar in dem kühlen Wasser eines Schweizer Sees — zubringen konnte, ohne daß die Fingerspitzen erstarren, oder sich auch nur im geringsten färbten. Und jeder, der das Baden oder Schwimmen in Flüssen, Seen oder dem Meere überhaupt „verträgt“, kann, bei gehöriger Uebung, seine Widerstandskraft ähnlich und noch bis zu einem höheren Punkt steigern. Freilich zu solchen gewaltigen Leistungen, wie denen Webb's, läßt sich — auch bei methodischer Uebung — nicht jeder Körper geeignet machen.

Daß warme Bäder, welche dem Körper keine Wärme entziehen,

länger ausgehalten werden können, als kalte Bäder, liegt auf der Hand; ist es doch allgemein bekannt, daß auch beim Baden und Schwimmen im Freien die Temperatur des Wassers eine bedeutende Rolle spielt, und der Körper umsoweniger rasch erkalte, je näher die Temperatur des Wassers der Blutwärme kommt. Professor Hebra schreibt: „Die Wahrnehmung, daß mancher Kranke sich während des (warmen) Bades und auch noch eine kurze Zeit nach demselben wohl befindet, während einige Stunden später Spannung der Haut, Schmerz, Jucken u. s. w. wieder zum Vorschein kommen, sowie die Thatsache, daß in früheren Jahren, desgleichen auch heute noch in manchen Badeorten, z. B. Leut, die Kranken auf ärztliche Anordnung viele Stunden im warmen Bade zubringen, hat mich bestimmt, Versuche anzustellen, um die Frage zu beantworten, wie lange ein Mensch im warmen Bade verweilen kann, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden. So wurde denn die Badezeit anfänglich auf Stunden (2–24), dann auf Tage (2–8), endlich auf Monate (1–9, in Buchstaben ein bis neun Monate!) ausgedehnt, und es hat sich das unerwartete Faktum herausgestellt, daß der Mensch im kontinuierlichen (fortgesetzten) warmen Wasserbade grade so wie außerhalb desselben essen, trinken und schlafen konnte, daß seine Funktionen: Atmung, Ernährung, Ausscheidung keine Abnormität zeigen, daß er bei Erkrankungen, die außerhalb des Wassers mit Schmerzen und anderweitigen unangenehmen Empfindungen verbunden waren, während des Aufenthalts im Bade nicht belästigt wurde, und daß Hautkrankheiten zur Heilung gebracht wurden, die jeder anderweitigen Behandlung hartnäckigen Widerstand leisteten. Die seit dem Jahre 1862 fortgesetzten Beobachtungen haben ferner gelehrt, daß man kontinuierliche Bäder auch in Fällen anwenden kann, wo bisher jedes Bad verhorresziert wurde, z. B. während gewisser weiblicher Zustände, bei Epileptischen, trotz eingetretener Pneumonie (Rippenfellentzündung) u. s. w., ohne je üble Folgen erlebt zu haben.“

Professor Hebra war der erste, der es mit warmen Bädern von mehrtägiger und schließlich mehrmonatlicher Dauer versuchte. Die günstigen Erfolge, die er damit erlangte, haben zur Nachfolge angefeuert. Zwar sind seine Neunmonatsbäder unseres Wissens von keinem anderen Arzte erreicht worden, indeß die junge Kaiserstadt an der Spree hat doch ihr Bestes gethan, die alte Kaiserstadt an der Donau einzuholen, und es wenigstens auf sieben Monate gebracht, was sich gewiß sehen läßt. Einige Details über dies merkwürdige Bad dürften den Lesern willkommen sein.

Vor längerer Zeit — daß erinnert sich wohl der eine oder andere — enthielten die Tagesblätter die kurze Mittheilung, daß eine Patientin im städtischen Krankenhause am Friedrichshain zu Berlin, eine Frau von 65 Jahren, behufs der ferneren langwierigen Behandlung aus dem Bett in ein Wasserbad gebracht worden war, in dem sie unausgesetzt verbleiben mußte. Die bezügliche Kur ist inzwischen beendet und man erfährt jetzt darüber folgendes Nähere: Die in Rede stehende Frau hatte einen sehr schweren komplizierten Bruch des Unterschenkels erlitten, sodaß sie nach der chirurgischen Abtheilung des städtischen Krankenhauses geschafft werden mußte. Bei dem hohen Alter der Patientin war der Heilungsprozeß ein sehr langwieriger. Infolgedessen hatte sie sich bald auf dem Rücken durchgelegen und es entstand eine ausgedehnte Entzündung und Eiterung an den durchgeriebenen Stellen. Dazu gesellte sich ein hohes Fieber, welches die ohnehin geringen Kräfte der Greisin sehr bald erschöpfte und für ihr Aufkommen wenig Hoffnung übrig ließ. Die Patientin bekam nun warme Bäder von längerer Dauer, nach welchen sie sich besserte. Doch sobald sie in ihr Bett zurückgebracht wurde, verschlimmerte sich ihr Zustand zusehends. In diesem kritischen Momente ordnete der dirigirende Arzt der äußeren Abtheilung, der als ausgezeichnete Chirurg bekannte Dr. Schebe, an, daß die Frau in gar kein Bett mehr gebracht, sondern permanent im Bade gelassen werde. So mußte die Patientin volle sieben Monate unausgesetzt Tag und Nacht im Wasser zubringen und ist dank dieser beharrlich und konsequent durchgeführten Behandlungsweise glücklich am Leben erhalten und als geheilt aus dem Krankenhause entlassen worden. — Derselbe Fall betraf auch zu gleicher Zeit einen jungen Mann von 18 Jahren, welcher infolge einer allgemeinen Knochenkrankung ebenfalls im städtischen Krankenhause Aufnahme gefunden hatte. Auch dieser hatte sich durchgelegen und mußte sechs Monate im permanenten Wasserbade zubringen. Danach heilte aber auch alles und er wurde vollkommen wiederhergestellt. — Dieses Durchliegen der Patienten, sogenannter Decubitus, ist für die Aerzte eine der gefürchtetsten Komplikationen, welche zumeist zu langwierigen und erschöpfenden Krankheiten hinführt und das Leben der Patienten stark gefährdet. In diesen Fällen macht Dr. Schebe einen ausgedehnten Gebrauch von der Behandlung im permanenten Vollbade und hat damit, wie erwähnt, schon glänzende Resultate erzielt. —

Auch bei größeren Brandwunden und Hautverbrühungen sind an-

dauernde Bäder von außerordentlichem Nutzen, oft das einzige Mittel zur Ermöglichung des Heilungsprozesses und Rettung des Lebens.

Ein jüdischer Händler auf der Wartburg. (Bild S. 4. u. 5).
Wartburg, die unschätzbare Perle aller Bergbesten Deutschlands, ist nicht nur eine Stätte historisch wichtiger Begebenheiten, sondern auch der ewig frische Quell zum Schöpfen für alle schönen Künste gewesen. Letzterer Umstand unterscheidet sie wesentlich von allen anderen Fürstenthümern des Mittelalters. Sie erhebt sich auf einer schmalen, schroffen Felsenstirn 1300 Fuß über den Meerespiegel und 600 Fuß über die Stadt Eisenach. Wahrscheinlich um 1070–80 vom Grafen Ludwig dem Springer erbaut, war sie bis zum Aussterben der alten thüringischen Landgrafen (1247) ununterbrochen die Residenz jener Dynastien. Als Thüringen an die meißnischen Grafen fiel, war es mit Wartburgs Herrlichkeit vorbei. Zwar residirten noch ab und zu in dem alten „Palas“ Albrecht der Unartige und Friedrich der Einfältige, aber seit 1440 verfiel die Burg immer mehr und diente schließlich nur einem Schlosshauptmann zum Wohnsitz. Wenn längst das Andenken der Thüringer aus dem Hause Kaspe und der Meißner aus dem Hause Wettin erloschen sein wird, bleibt noch lange ein erlauchter Gast der Wartburg in der Erinnerung kommender Geschlechter. Das ist der fähne Augustinermonch Martin Luther, der die erste Breche in die Mauer riß, mit welcher die römische Akerise die Menschheit umschloß. Er wählte die Wartburg zur freiwilligen Gefangenschaft vom 4. Mai 1521 bis zum 3. März 1522. Doch auch er war ein Sohn seiner Zeit, sonst hätte er während des Bibelübersetzens sein Tintenfaß nicht nach dem vermeintlichen Teufel geworfen. Der ominöse Tintenflex, den der Kastelan sorgfältig erneuert, so oft ihn reliquiensüchtige Engländer und andere Gedächtnißträger abkraken, vermag indessen den Ruhmesglanz des Martin Luther, des Bahnbrechers der Aufklärung, nicht zu verdimmen. Nach fast dreihundert Jahren, am 18. October 1817, verjammelten sich hier 500 Studenten, um den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig und die dritte Säcularfeier der Reformation festlich zu begehen. Im jugendlichen Lebermuth verbrannten sie die Werke von 28 mißliebigen Schriftstellern, nebst einer Schmirbrust, einem Joys und einem Korporalstod. Leider trug dieses Autodafé viel zu den strengen Maßregeln bei, welche die Regierungen gegen die deutschen Akademien und namentlich gegen die Burschenschaften ergriffen. Das Hauptgebäude, das Landgrafenhaus, im Jahre 1855 in urprünglicher Gestalt renovirt, stammt ohne Zweifel aus dem zwölften Jahrhundert her und ist, im edelsten romanischen Stil aufgeführt, das einzige Fürstenschloß, welches aus jener Periode der Baukunst uns erhalten ist. In den Brunnenaal des Landgrafenhauses verlegt die Sage den unter dem Landgrafen Hermann von Thüringen stattgefundenen Wettstreit der Minnesänger Heinrich von Osterdingen, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Reinmar dem Zweter und Klingsohr aus Ungarland. Ein im Jahre 1300 erschienenes, ziemlich werthloses Gedicht schildert den „Sängerkrieg“ und der unbekannt Verfasser behauptet, derselbe hätte im Jahre 1206 stattgefunden. Denselben Vorgang behandelte Richard Wagners Oper „Tannhäuser“; Franz List hat Hermanns Gemahlin Elisabeth in seinem gleichnamigen Oratorium verherrlicht. Moriz Schwind baunte durch Stift und Farben die Gestalten aus der Glanzzeit der Wartburg mit seiner Meisterhand an die Wand des Landgrafenzimmers. Unser Bild rührt von dem düsseldorfer Maler Karl Gehrels her und versetzt uns ebenfalls in das 13. Jahrhundert. Der Fürst, dem der Sänger an der Seite steht, ist wie die meisten seines Stammes ein Kunstfreund, denn aus allen Schätzen des jüdischen Händlers wählt er eine Schnitzerei, auf deren Schönheit er seine Gemahlin aufmerksam macht. De Santos, der Jude, ist ein Fatotum, der als gewandter Erzähler manche Kunde aus der fremden Welt, ja selbst geheime Botschaft, zur Kurzweil und zum Vortheil zu berichten weiß. Er versteht sein fliegendes Waarenlager, bestehend aus den ausserlesensten Schätzen der Eisenbahnschnitzerei, sowie aus Juwelen, Geräthen und Stoffen zierlich vor den Füßen der erhabenen Gebieterin auszubreiten, während er den gekrönten Kunstkenner in ein Gespräch über die neuesten Welthandel verwickelt. De Santos junior preist mit semitischer Geläufigkeit den jungen Prinzessinnen die kostbaren Kleider an, die für jene ja kein Land sind. Zwei junge Damen bewundern einen mit Edelsteinen besetzten Stirnreif; einer andern, die sich prüfend mit einer Halskette geschmückt, hält der galante Jüngling den Spiegel entgegen. Die vierte, die im Begriff war, einen der kunstvoll gestickten Hütel zu wählen, wird nun doch durch die Bewunderung des Stirnreifs angezogen und wendet sich dem gleichenden Kleinod zu. Selbst der kleine Prinz wird durch die alte Matrone zu den Schätzen geführt; da er aber für seine Wünsche keine Befriedigung findet, verfenkt er sich in die Betrachtung des Gesichtes des Judenknaben. Vielleicht begegnen sie sich als Männer auf anderen Pfaden. Alles schon dagewesen, jagt Rabbi Ben-Akiba. Dr. M. T.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. . . . — Das „Leben“ der Erde, von C. Fehleisen. — Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung, literarhistorische Skizze von M. Wittig. — Hamburg, von W. Bloss. — Die Dampfessel der Zukunft. — Dauer des Wasserbades. — Ein jüdischer Händler auf der Wartburg (mit Illustration).

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.